DIE PRAIRIEN DES AMERIKANISCHEN WESTENS

Robert von Schlagintweit




VITZ
UNG
EIPZIG:



Die Prairien

des amerikanischen Westens.

Von

Robert von Schlagintweit.

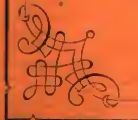
Mit Illustrationen.



Cöln und Leipzig,

Eduard Heinrich Mayer.

1876.



Von demselben Verfasser sind in gleichem Verlage erschienen:

Die

Pacific-Eisenbahn

in

Nordamerika.

Von

Robert von Schlagintweit.

Mit Illustrationen, einer Karte und einer Meilentafel.

1870. 8°. Preis eleg. brosch. 4 Mark, eleg. geb. 5 Mark.

Bei der epochemachenden Bedeutung der Vollendung der weltverbindenden Pacifiebahn bedarf es wohl keines besonderen Hinweises, welch großes Interesse ein Buch haben muß, das solch Riesenwerk in ebenso anziehender wie zuverlässiger Weise schildert. Die Verbreitung des Buches war daher eine so rasche, daß nur noch wenige Exemplare vorräthig sind.

Californien.

Land und Leute.

Von

Robert von Schlagintweit.

Mit Illustrationen.

1871. 8°. Preis elegant broschirt 5 Mark, eleg. geb. 6 Mark.

Von der **Reichhaltigkeit des Inhalts** gibt schon die nachstehende Uebersicht der Hauptabschnitte einen Begriff: I. **Vergleichende statistische Angaben.** II. **Höhenverhältnisse.** III. **Das Klima.** IV. **Landwirthschaftliche Erzeugnisse.** V. **Der californische und der indische Wald,** vergleichende Schilderung. VI. **Das Yosemite-Thal.** VII. **Die Entdeckung des Goldes.** VIII. **Die Gewinnung des Goldes und anderer Metalle.** IX. **Das Leben der Miner,** früher und jetzt. X. **Die Chinesen. — Anhang.**

Die Mormonen

oder

Die Heiligen vom jüngsten Tage,

von ihrer

Entstehung bis auf die Gegenwart.

Von

Robert von Schlagintweit.

Mit vielen Illustrationen.

1874. 8°. Preis eleg. broschirt 6 Mark, eleg. gebunden 7 Mark.

Uebersicht des Haupt-Inhalts: 1. Entstehung und Erlebnisse bis zur Gründung **Nauvoo's.** 2. **Nauvoo** und der Zug von da nach dem Großen Salzsee. 3. Geographisch-statistische Beschreibung **Utah's.** 4. **Utah's** Hilfsquellen. 5. Die Salzseestadt. 6. Religion und Theosophie. 7. Hierarchischer Organismus und Missionswesen. 8. Institut der Vielehe. 9. Biographische Skizze und Charakteristik von **Brigham Young.** 10. **Utah's** politische Zustände bis zur Eröffnung der Pacifiebahn. 11. Die Pacifiebahn und die neueste Zeit 2c.

Das Buch ist auf Grund der **besten Quellen** und **zuverlässigsten Nachrichten,** die der berühmte Verfasser während seines Aufenthaltes in Utah **selbst** gesammelt hat, und die ihm von dorther **bis in die neueste Zeit** regelmäßig zugingen, mit **größter Objectivität** und **Unparteilichkeit** geschrieben. **Zum ersten Male** wird hier eine eingehende geographisch-statistische Schilderung Utah's und seiner bisher wenig bekannten Hilfsquellen entworfen. Mit besonderer Sorgfalt sind die neuesten im Mormonenreiche stattgehabten Ereignisse, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit erregen, erörtert.

Cöln und Leipzig. **Eduard Heinrich Mayer.**

Die Prairien.



Wandernde Bisons.

Die Prairien

des amerikanischen Westens.

Von

Robert von Schlagintweit.

Mit Illustrationen.

Cöln und Leipzig,
Eduard Heinrich Mayer.
1876.

Vorwort.

Zu dem gegenwärtigen Versuche, theils auf Grund eigener Anschauungen, theils unter Verwerthung der zuverlässigsten Materialien eine Schilderung der Prairien des amerikanischen Westens zu entwerfen, hat mich zunächst die überaus nachsichtige und wohlwollende Aufnahme ermuthigt, deren sich meine bisherigen, im Verlage von Eduard Heinrich Mayer zu Cöln und Leipzig erschienenen monographischen Schriften über Amerika — die Pacific-Eisenbahn, Californien (Land und Leute) und die Mormonen — zu erfreuen hatten. Auch schien mir die Absicht gerechtfertigt, ein Gebiet, das, wenn auch arm an Naturschönheiten, doch eine große Bedeutung für die menschlichen Culturverhältnisse erlangen wird (vergleiche den elften Abschnitt), in einem gedrängten und doch anschaulichen Gesammtbilde vorzuführen.

Zur hauptsächlichen Grundlage meines Buches dienten mir außer meinen persönlichen Erfahrungen nicht blos die im Anhange angeführten Werke, sondern auch die Wochen-

ausgaben der bedeutenderen, im Vorwort zu meiner „Pacific-bahn“ bereits genannten deutsch-amerikanischen Zeitungen, die ich durch die hiermit bestens verdankte Gefälligkeit ihrer verehrlichen Redaktionen regelmäßig erhielt.

Belehrungen über einzelne Irrthümer oder Versehen, die sich aller von mir angewandten Sorgfalt und Vorsicht ungeachtet eingeschlichen haben könnten, werde ich jederzeit mit lebhaftestem Danke entgegennehmen.

Gießen im Großherzogth. Hessen,
im October 1875.

Robert v. Schlagintweit.

Inhalt.

III.

Die Eisenbahnen und ihre Bedeutung.

IV.

Ansiedelungen und Städte.

V.

Die Forts und Camps.

VI.

Sociale Zustände der Weißen.

VII.

Allgemeiner Charakter der nordamerikanischen Indianer.

VIII.

Die Indianer in ihrem Verhältniß zu den Weißen.

IX.

Landwirthschaftliche Verhältnisse.

X.

Die Thierwelt.

XI.

Ein Blick in die Zukunft.

Anhang.

Verzeichniß der Abbildungen.

Allgemeine Bemerkungen.

1) Alle Höhenangaben sind in englischen Fußen ausgedrückt.

2) Alle Meilen, bei denen eine nähere Bezeichuung fehlt, sind englische; das Verhältniß der englischen Meile zur deutschen und umgekehrt siehe S. 376—7 meines Buches „Californien, Land und Leute".

3) Unter Dollar ist stets der Papierdollar (Dollar Currency) gemeint.

I.

Allgemeine Lage und Charakter.

Ein klares Bild von der allgemeinen Lage der ausgedehnten Prairien des amerikanischen Westens werden wir am Leichtesten dann gewinnen, wenn wir uns vorerst etwas näher mit dem das Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika durchziehenden Gebirgssysteme bekannt machen. Erscheint dasselbe auch in seinen Einzelnheiten oft verwickelt, so ist es doch im Ganzen und Großen außerordentlich einfach. Denn es besteht aus zwei gänzlich gesonderten, weit auseinander liegenden Theilen: den Felsengebirgen oder Rocky Mountains, die im Westen, und den ungleich niedrigeren Appalachen oder Alleghanies, die hunderte von Meilen von den Felsengebirgen entlegen, im Osten des nordamerikanischen Continentes sich erheben. Der weite Raum nun, der sich zwischen diesen beiden Gebirgen ausdehnt, von denen das westliche (die Felsengebirge) von Süden nach Norden streicht und das östliche (die Appalachen oder Alleghanies) fast parallel dem atlantischen Ocean, aber hundert bis dreihundert Meilen entfernt von ihm in der Richtung von Nordost nach Südwest in mehreren Parallelzügen sich erhebt, ist von einer ungeheueren mehr oder minder ebenen Fläche erfüllt, die sich von Süden nach Norden in einer Länge von beinahe 2800 Meilen erstreckt, und, soweit sie innerhalb des Gebie-

tes der Vereinigten Staaten von Amerika liegt, nahezu die Hälfte desselben umfaßt. Diese große Ebene (das „Interior valley of North America" amerikanischer Geographen) beginnt im Süden am Golf von Mexiko und erstreckt sich, ohne irgendwo von Gebirgszügen durchbrochen zu sein, über das Gebiet der Vereinigten Staaten weithinaus bis an das nördliche Eismeer. Ihre ost-westliche Breite ist verschieden; denn der amerikanische Continent hat seine größte Breite im Norden, wo er sich fächerartig entfaltet, nimmt gegen Süden mehr und mehr ab und endigt in einer schmalen Landzunge, die sich in den mexikanischen Meerbusen verläuft.

Ist auch die Bodenplastik dieser ungeheueren Erdstrecke fast durchweg dieselbe, bewahrt sie auch im Großen und Ganzen den Charakter der Ebenheit, so zeigen sich auf ihr doch, was bei ihrer großen Ausdehnung nicht in Verwunderung setzen darf, bedeutende Unterschiede in landschaftlichen Verhältnissen, denen man durch die Bezeichnungen von Savannen, Steppen, Sumpf-, Gras-, Blumen- und Waldprairien Ausdruck verleiht. Nicht minder sind einzelne Theile der Prairien in Beziehung auf Cultur- und Ertragsfähigkeit von einander verschieden. Einige eignen sich vorzüglich zum Ackerbau, andere bieten nur treffliches Weideland, wieder andere werden wegen ihrer nördlichen Lage oder aus anderen Gründen stets das bleiben, was sie bis jetzt sind — unfruchtbare Steppen, Wüsten und traurige Einöden.

Ein Theil der großen Ebene ist von mächtigen Wasseransammlungen erfüllt, von denen namentlich die Seen: Lake Superior oder Oberer See, Ontario, Huron, Erie und Michigan zu nennen sind, ein anderer von gigantischen Strömen durchzogen, wie dem Mississippi und Missouri, dem Mackenzie und St. Lawrence, ein dritter von einer Anzahl kleinerer oder größerer Wasseradern durchfurcht.

Ueberhaupt scheidet der mächtige Mississippi diese ungeheuere Ebene in zwei natürliche Theile, von denen der eine, östlich von diesem Strome gelegen, ein großartiges Tiefland ist, und der andere, westlich von demselben bis zu den Felsengebirgen (Rocky Mountains) reichend und fast unmerklich in ein Hochland übergehend, eine ausgedehnte, von Westen nach Osten sanft sich neigende schiefe Ebene bildet. An ihrem westlichen durch die Felsengebirge gut begrenzten Ende erreicht diese schiefe Ebene eine Höhe von gegen 7000 Fuß über der Meeresfläche, an ihrem Ausgangspunkte ist die Höhe je nach der nördlichen Lage verschieden. Denn, wenn auch kein nennenswerther Höhenzug, geschweige eine Gebirgskette diese schiefe Ebene durchzieht, so findet doch auf ihr auch in der Richtung von Süden nach Norden eine Gesammterhebung, richtiger vielleicht gesagt, eine allmähliche Anschwellung des Bodens statt, die übrigens so unbedeutend ist, daß sie nicht mehr als sechs Fuß auf die deutsche Meile beträgt; so liegt die an den Ufern des Missouri erbaute Stadt Omaha, die sich in gerader Richtung etwa 160 deutsche Meilen nördlich vom merikanischen Meerbusen befindet, nur 966 Fuß über dem Meere. Auch nördlich des Breitengrades, in welchem Omaha liegt (41° 6′), bis hinauf zu den Quellen des Mississippi und Missouri hält das sanfte Ansteigen des Bodens vor, der allmählich eine Höhe von etwa 1600 Fuß erreicht; von hier aus fällt er wieder sanft gegen den Winnipeg See im Brittischen Amerika und überhaupt gegen das nördliche Eismeer ab.

Dieser weite westlich vom Mississippi bis an das Felsengebirge reichende Landstrich nun, den man früher vollkommen irrthümlich für einen Theil der „Großen amerikanischen Wüste" hielt (worunter man ursprünglich die ganze vom Mississippi bis an die Grenze Californien's reichende Gegend

verstand), ist im weiteren Sinne des Wortes von den Prairien des amerikanischen Westens erfüllt. Im gewöhnlichen und engeren Sinne aufgefaßt, gehören jedoch die südlichen den Golf von Mexiko berührenden Landschaften, wie der Staat Louisiana und das südliche Texas nicht zu den Prairien des amerikanischen Westens, die zwar im Osten durch den Mississippi und im Westen durch die Felsengebirge und deren östliche Ausläufer genau genug abgegrenzt sind, in südnördlicher Richtung jedoch keine genügenden Anhaltspunkte zu ihrer scharfen Begrenzung bieten. Im vorliegenden Buche, in welchem ich versuchen will, theils auf Grund eigener Anschauungen und Erfahrungen, theils unter Benützung der zuverlässigsten Materialien die Prairien des amerikanischen Westens, oder, wie sie in Amerika häufig genannt werden, die Plains zu schildern, sind hierunter im Allgemeinen jene Landschaften verstanden, die sich westlich von dem Mittellaufe des Mississippi bis an die Felsengebirge und deren östliche Ausläufer erstrecken, und es wird des ebengenannten Flusses mittlerer Lauf in der Nähe von St. Anthony in Minnesota beginnend und bis gegen Memphis in Tennessee reichend angenommen. In der auf diese Weise begrenzten Fläche liegen, wie ein Blick auf eine größere Karte der Union zeigt, vollständig die Staaten Jowa, Missouri, Nebraska und Kansas, ferner die südlichen Theile Minnesota's und Dakota's, die nördlichen Theile von Arkansas, Texas und des Indianer-Territoriums und die östlichen Theile Wyoming's, Colorado's und New Mexiko's. Doch wird auch in meinem Buche das für jene Gegenden Charakteristische hervorgehoben, die, im weiteren Sinne aufgefaßt, den Anspruch erheben können, gleichfalls den westlichen Prairien beigesellt zu werden. Hingegen wird von mir absichtlich — worauf ich zur Vermeidung von Mißverständnissen be-

sonders aufmerksam mache — den seit längerer Zeit bereits besiedelten Staaten Jowa und Missouri, da in ihnen der ursprüngliche Prairiecharakter kaum mehr zu erkennen ist, nur sehr geringe Berücksichtigung gewidmet.

* * *

Das aus dem Französischen in das Englische übergegangene Wort Prairie stammt ursprünglich von dem lateinischen Worte pratum „die Wiese" und dient gegenwärtig in Nordamerika zur Bezeichnung aller offenen, mehr oder minder ebenen, baumlosen zwar, aber mit Gräsern bewachsenen Landstriche, wenn auch diese hie und da von mäßigen Hügelreihen durchzogen sind. Gar manche Theile der Prairien würde man aber auch als Savannen bezeichnen dürfen, worunter man gegenwärtig im Allgemeinen die südlich gelegenen, mit üppigem Grase bewachsenen, aber ebenfalls großentheils baumlosen Gegenden versteht. Das Wort Savannen (spanisch savana, sabana) ist aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem lateinischen sabanum oder dem griechischen σάβανον d. i. Leintuch entstanden.

Nicht allgemein bekannt dürfte sein, daß die westlichen Prairien, wie überhaupt alles westlich vom Mississippi bis an das stille Meer reichende Land, früher eine mit dem Namen „Louisiana" bezeichnete Provinz Frankreich's waren, wogegen man jetzt unter diesem Namen nur einen nordamerikanischen Staat begreift; Napoleon I., der weder von der ungeheueren Ausdehnung dieses Gebietes noch von dessen werthvoller Bodenbeschaffenheit, den im Inneren ruhenden mineralischen und metallenen Schätzen und seiner späteren Wichtigkeit die geringste Vorstellung hatte, der nicht im Entferntesten die Möglichkeit bedachte, daß auch in diesen damals

nur als „Wüsten" bekannten Ländereien jemals die Civilisation ihren Sitz aufschlagen könnte, verkaufte sie an die Vereinigten Staaten von Amerika durch den am 30. April 1803 abgeschlossenen Vertrag um die Summe von 11,250,000 Dollars, was ein Spottpreis genannt werden muß, wenn man bedenkt, daß die verkaufte Landstrecke mindestens 950,000 englische = 44,670 deutsche Quadratmeilen groß war und gegenwärtig die folgenden amerikanischen Staaten und Territorien umfaßt: Louisiana, Arkansas, Missouri, Jowa, Nebraska, Oregon (diesen Staat allerdings mit zweifelhaftem Rechte), einen großen Theil Minnesota's, fast das ganze Kansas, das Indianer- und Washington-Territorium, Dakota, Montana und Theile von Wyoming und Colorado. Durch einen glücklich geführten Krieg mag wohl irgend einmal ein solcher Ländercomplex erobert worden sein: um einen so geringen Preis wurde er, so lange die Welt steht, von Niemanden sonst weggegeben. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, deren Beantwortung jedoch außerhalb des Bereiches jeder Möglichkeit liegt: welche Bedeutung würden heutzutage diese großartigen Ländereien für Frankreich haben? Wie würden sich für die amerikanische Union die Verhältnisse gestaltet haben, wäre der für ihre Fortentwickelung und ihr Gedeihen so überaus wichtige Westen unter französischer Herrschaft verblieben?

* * *

Die Prairien des amerikanischen Westens bestehen fast durchgängig aus einer vorwiegend wellenförmigen oder undulirenden (englisch rolling) Gegend, die zuweilen von einer Anzahl langer, aber ungemein flach sich abdachender Höhenzüge durchbrochen und von breiten, meistentheils mit niedri-

gen Ufern versehenen Flußthälern durchzogen, sowie von mehr oder minder tiefen, durch die Gewalt des Wassers gebildeten Rinnsalen (englisch ravines, spanisch barrancas) durchschnitten ist; letztere gewähren häufig den Indianern willkommene Schlupfwinkel. Wenn die auf den Prairien vorhandenen Höhenzüge, wie dies gar nicht selten der Fall ist, eine Wasserscheide im Kleinen bilden, dann werden sie „Divides" genannt; auf der Höhe dieser „Divides", von denen aus man die Gegend oft auf weite Entfernungen übersehen kann, führen gar nicht selten die Straßen.

Die westlichen Prairien enthalten weit mehr Unebenheiten, als die flachen Pampas in Südamerika; ja hie und da zerstreut stoßen wir auf wirkliche kleine Hügel mit theilweise steilen Abhängen oder, wie namentlich öfter im westlichen Kansas, auf eigenthümlich groteske hundert bis dreihundert Fuß hohe Formationen aus Sandstein und Mergel, die aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich vom Wasser gebildet, im Laufe der Zeit aber wesentlich geändert wurden. „Die unablässig wehenden, den feinen Sand forttreibenden heftigen Winde", sagt Theodor Kirchhoff Band I, S. 24 seiner „Reisebilder und Skizzen aus Amerika", „sind mit dem scharfen Witterungswechsel naßkalter Winter und trockener Sommer die Hauptursache der vielen grotesken Felsformationen, denen man auf den Ebenen begegnet. Der feine flüchtige Sand nagt unaufhörlich an den vereinzelt sich erhebenden Gesteinmassen. Im Laufe von Jahrtausenden wurden die verwitterten oder weicheren Theile des Gesteines buchstäblich fortgeblasen, die härteren Felsstücke dagegen blieben stehen und bildeten vom sandgeschwängerten Winde in wunderbare Formen so zu sagen ausgemeißelt, oft die überraschendsten Figuren." Die bekanntesten dieser Formationen heißen Castle Rock, Monument (ein achtig Fuß hoher obe-

liskartiger Felsen), Carslile, Hall und Mushroom Rock; letzterer ist sechs Meilen östlich vom Fort Harker (früher Fort Ellsworth genannt) gelegen; etwas nordwestlich von diesem Fort stoßen wir auf einen isolirten zwanzig Fuß hohen Felsen, den Fremont Rock. Erwähnenswerth sind ferner die Antelope oder Boundary Hills, sechs tafelförmige Berge im Indianer-Territorium, die sich in der Nähe des Canadian Flusses gegen 150 Fuß über der Ebene erheben. Von diesen Hügeln abgesehen sind Steine auf den westlichen Prairien nur selten zu finden.

* * *

Da die Prairien von Osten nach Westen sanft, aber fortwährend ansteigen, was zur Folge hat, daß der Horizont auf ihnen ein außerordentlich großer ist, oder deutlicher vielleicht gesagt, daß sie den Horizont in scheinbar schwindender Ferne begrenzen, so haben die auf ihnen vorhandenen Gewässer einen ziemlich starken und raschen, aber vielfach gewundenen Lauf, der fast allgemein die Richtung von Westen nach Osten oder von Nordwesten nach Südosten einschlägt. Die in breiten Betten sich bewegenden, von niederen Ufern begrenzten Bäche und Flüsse enthalten nur selten reines und klares, sondern meistens trübes, zuweilen mit Alkalien imprägnirtes Wasser, in welchem nur eine geringe Anzahl von Fischen sich aufhält. Zuweilen ist das Bett der Flüsse mit Flugsand erfüllt, der sich beim Uebersetzen gefährlich erweist.

„Manche Prairieströme", sagt Balduin Möllhausen Band II, S. 340 seiner „Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's", „habe ich schon beobachtet, doch ist mir im Allgemeinen keine hervorragende Verschiedenheit im Charakter derselben aufgefallen. Ueberall sah ich dasselbe breite, sandige

und seichte Bett, überall die flachen Ufer, die ebenen, grasreichen Thäler, überall die hügelige Thaleinfassung und nirgends so viel Baumvegetation, daß es des Nennens werth gewesen wäre. Der letztere Umstand ist wohl vorzugsweise Grund, daß diese Flüsse beim ersten Anblick keinen so erfreuenden Eindruck hervorrufen, wie man es bei Strömen in bevorzugteren Gegenden erfuhr. Man muß sich gleichsam an dieselben gewöhnt haben, um sie lieb zu gewinnen, man muß wochenlang aus ihren Fluthen getrunken und in ihren Wellen gebadet haben, um sich mit Widerstreben von ihnen zu trennen."

In den Sohlen der breiten Flußthäler finden wir häufig auf ausgedehnten Strecken angeschwemmte Gebiete, die Bottoms oder Bodenländer genannt werden, im Gegensatze zu dem höher gelegenen Lande oder der eigentlichen Prairie, die dann den Namen Hochland (Uplands) führt. Im Allgemeinen sind die Bottoms fruchtbarer, weil humusreicher, als die Uplands; aber wenn auch, wie dies zuweilen der Fall ist, die Beschaffenheit des Bodens in den beiden eben beschriebenen Lagen dieselbe ist, so wird doch das Bodenland für Ackerbauzwecke deshalb vorgezogen, weil in ihm die Bewässerung verhältnißmäßig leicht ist.

Mit Ausnahme des Mississippi und Missouri sind die Flüsse, welche die westlichen Prairien durchziehen, alle seicht und ebendeshalb zur Schifffahrt ganz und gar ungeeignet. Oberst John Charles Fremont konnte den Plattefluß nicht einmal mit einem kleinen Boote befahren, das nur einen Tiefgang von vier Zoll hatte. Freilich hat früher hie und da ein kleiner Dampfer, der unbeladen einen Tiefgang von zehn und beladen einen solchen von dreißig Zoll hatte, den Kansas Fluß von seiner Mündung in den Missouri etwa 120 Meilen bis herauf nach Fort Riley befahren; doch muß

dies als eine überhaupt nur unter gewissen Umständen mögliche Ausnahme bezeichnet werden. Dasselbe gilt von dem Arkansas und überhaupt den diesen Staat durchziehenden Flüssen, die ebenfalls nur zu gewissen Zeiten mit Dampfern befahren werden können. Ueberhaupt ist die Wassermenge auf den Prairieflüssen eine außerordentlich wechselnde. Die merkwürdige Schnelligkeit, mit der die den Staat Arkansas durchziehenden Flüsse ihren Wasserstand ändern, setzt Jedermann in Erstaunen. Im östlichen Kansas treten zuweilen, namentlich im Mai, so heftige Regengüsse ein, daß manche sonst unbedeutende Bächlein plötzlich mächtig anschwellen und für einige Zeit unpassirbar sind. Dann entstehen auch temporäre Quellen. Das Wasser verläuft übrigens ebenso schnell, wie es plötzlich gestiegen ist; ein Bach, auf welchem am Morgen ein kleines Dampfschiff fahren könnte, wird Abends ohne Schwierigkeit von Erwachsenen durchwatet.

In der Nacht des 7. Juni 1867 stieg, wie William A. Bell Band I, S. 24 seines Buches „New Tracks in North America" berichtet, der Little Big Creek beim Fort Hayes in Kansas so plötzlich, daß fünf Personen, die unweit der Uferbank in Holzhütten schliefen, ertranken. Auch in Texas sind mehr als einmal Fuhrleute, die im Thalboden eines Gewässers ihr Nachtlager aufgeschlagen haben, sammt Wagen und Vieh von der unerwarteten Fluth hinweggeschwemmt worden. Denn die Flüsse Nueces, San Antonio und Guadalupe, sowie deren Nebenbäche empfangen bei heftigen Regengüssen von höher gelegenen Flächen oder Hügellandschaften solche Wassermassen, daß sie ähnlich wie die in den Tropen vorhandenen plötzlich zehn, ja sogar zwanzig Fuß hoch anschwellen und zeitweise einer ungehinderten Verbindung störend sich in den Weg stellen.

Wenn auch den Flußgebieten entlang hie und da sumpfige Niederungen angetroffen werden, in denen nicht selten das den Menschen schwächende Fieber auftritt, so ist doch in Folge der Terrainverhältnisse die Entwässerung des Bodens fast durchweg gut und genügend, jedenfalls für landwirthschaftliche Zwecke ausreichend.

Das völlige Versiegen eines Baches, wie dies so häufig in den Wüsteneien der Felsengebirge vorkommt, ist auf den Prairien des amerikanischen Westens außerordentlich selten; eigentlich tritt es nur in jenen Strichen auf, die sich nahe am Ostfuße der Felsengebirge befinden. Hie und da rieselt allerdings auch anderswo ein Bach streckenweise unter der Oberfläche fort, wie z. B. der Republican River, der dann plötzlich wieder aus dem Sande hervorbricht; auch ereignet es sich in sehr heißen und trockenen Sommern, daß zuweilen das eine oder das andere der kleineren Gewässer fast völlig verschwindet oder nur aus Lachen besteht, die unter sich theilweise in gar keinem, theilweise in sehr losem Zusammenhange stehen. Ueber den Dry River, der im Indianer-Territorium an der Llano estacado in der Nähe der Quellen des Sweet Water Creek oder vielmehr der Northfork des Red River von Texas entspringt und seine Wasser in nordwestlicher Richtung dem Canadian zuführt, spricht sich Balduin Möllhausen S. 123 seines „Tagebuchs einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee" folgendermaßen aus: „Bei niedrigem Wasserstand ist dieser Fluß nach seiner Mündung zu trocken, dagegen weiter aufwärts Wasser haltend und an Stellen, die während des Tages vollkommen trocken sind, sammelt sich während der Nacht Wasser, welches, sobald die Sonne höher steigt und mit voller Kraft wirkt, sogleich wieder eintrocknet. Für ersteres mag der Grund sein, daß die Sandanhäufung nahe der Mündung zu groß ist und der

Fluß unter derselben durchrieselt, für die zweite Eigenschaft kann als Ursache angenommen werden, daß die Verdunstung während des Tages durch den von der Sonne erhitzten Sand zu sehr verstärkt wird, als daß das Wasser die Oberhand zu gewinnen vermöchte, unc erst nachdem die Atmosphäre kühler geworden, die fließende Wasserschicht Siegerin bleibt."

Wirkliche, unverändert das ganze Jahr hindurch laufende Quellen, süße sowohl als mineralische, sind auf den westlichen Prairien nicht häufig anzutreffen, wasserreiche und mächtige fehlen gänzlich.

Die westlichen Prairien, durch einen hohen Grad von Trockenheit ausgezeichnet (worüber im zweiten Abschnitte nähere Mittheilungen enthalten sind), haben entschieden eher Mangel als Ueberfluß an Wasser; sollen sie durchwegs nutzbringende Verwendung finden, so wird sich mehr als einmal die Nothwendigkeit der Anlegung von Canälen und des Bohrens artesischer und Grabens anderer Brunnen zu Bewässerungszwecken herausstellen. Freilich ist es mit ziemlichen Kosten verbunden, das in der finsteren Tiefe gebannte Wasser, da, wo man es benöthigt, an die Oberfläche zu schaffen. Eine Wasserkraft im Großen, wie sie zum lohnenden Betriebe mancher Fabriken nöthig ist, wird man wohl nie den Prairien des Westens abzugewinnen vermögen — höchstens jenen, die sich dicht am Fuße der Felsengebirge befinden; aber in diesem Falle hat man das Wasser aus dem Gebirge herzuleiten.

Salzseen, sowie Süßwasserseen von erheblicher Ausdehnung fehlen den westlichen Prairien gänzlich; höchstens könnte man jene nicht selten zwischen dem Arkansas und Cimarron (im westlichen Kansas) vorkommenden kreisförmigen Vertiefungen, die zeitweise, aber im günstigsten Falle kaum mehr als zwei bis drei Fuß hoch mit Wasser angefüllt sind,

als Steppenseen im kleinsten Maßstabe bezeichnen. Hierher könnte man auch die pfützenartigen, theilweise mit reichlichem und gutem Wasser erfüllten Teiche rechnen, auf die man ebenfalls hie und da im Indianer-Territorium stößt. Oestlich vom Mississippi liegen bekanntlich große Seen; siehe S. 4.

* * *

Was nun die auf den Prairien vorhandene Vegetation betrifft, so ist vor Allem hervorzuheben, daß sie fast durchwegs waldlos sind; hingegen sehen wir sie mit kurzen Gräsern, darunter häufig mit dem nahrhaften Büffelgrase (Sesleria dactyloides *Nutt.*; Buchloe dactyloides *Eng.*) bedeckt; in einzelnen Theilen von Kansas und Texas und überhaupt in den südlichen Gegenden finden wir gar nicht selten zwergartige Cacteen; auch erfreut uns hier zu gewissen Jahreszeiten ein auf viele Meilen sich erstreckender, ununterbrochener, prachtvoller, zwischen dem dunkelsten Grün hervorsprießender Blumenflor.

Die Prairie liegt im Sonnenstrahl,
mit schimmernden Blumen bedeckt,
Ein reicher Teppich, der glänzend
sich endlos rings erstreckt.
Im Winde wogt das schlanke Gras,
wie in dem Oceane;
Die langgedehnten Wellen ziehn
auf ungeheurem, unbegrenztem Plane.

Theodor Kirchhoff in „Adelpha", Band II, S. 197.

Gegen den Fuß der Felsengebirge hin ändert sich die Vegetation; denn wir begegnen hier steppenartigen, häufig mit sandigem, stellenweise auch salzigem und alkalischem Boden bedeckten Strecken, die nur geringe, oft sogar keine

Vegetation aufweisen und wohl niemals ertragsfähig gemacht werden können. Dies bezieht sich besonders auf manche Regionen, die sich vom 99. Grade westlicher Länge von Greenwich bis gegen den Fuß der Felsengebirge erstrecken. In den nördlichen Gegenden weicht diese Linie der Sterilität nach Osten, in den südlichen nach Westen ab, woraus sich ergibt, daß von Nebraska ein größerer Theil unfruchtbar ist als von Kansas und daß letzterer Staat nicht überall so fruchtbar ist, wie das südlich an ihn grenzende Indianer-Territorium.

Baumlosigkeit ist eine für die Landschaft der westlichen Prairien äußerst charakteristische Eigenschaft; nur längs der Ufer der Flüsse und der ihr Bett begrenzenden Thalränder finden wir hie und da kleine, aus verkrüppelten Weiden (salix longifolia), Pappeln, Ulmen, Hickory (juglans tomentosa *Mich.*), Cottonwood (eine Pappelweide, populus monilifera) und Lokustbäumen (rubinia pseudo-acacia) bestehende Gehölze. Aber nicht häufig sind sie anzutreffen; gewöhnlich zieht sich nur eine Zickzacklinie von Bäumen oder Gesträuchen den Ufern entlang. Vereinzelt auftretende Bäume erscheinen aus der Ferne wie Masten segelnder Schiffe. Ein Wald im vollen Sinne des Wortes ist bis jetzt, einige Theile Minnesota's ausgenommen, fast nirgends auf dem ausgedehnten Gebiete der westlichen Prairien zu finden.

In späteren Abschnitten wird dargethan werden, wie störend der Mangel an Wald in manche Verhältnisse eingreift; hier will ich nur erwähnen, daß in den Zeiten, wo noch keine Bahnen durch die Prairien führten, der Wanderer sich wiederholt in die Nothwendigkeit versetzt sah, um seine einfache Mahlzeit zu kochen, den geringen Vorrath von Holz, den er sich verschaffen konnte, mit Büffeldung (buffalo-chips), der scherzweise Büffelholz genannt wird, zu vermengen.

Zahlreich sind die Hypothesen zur Erklärung dieser so auffälligen Lücke in der Vegetation auf den westlichen Prairien. Unzweifelhaft ist es, daß weder die Beschaffenheit des stellenweise recht fruchtbaren Bodens, noch die mehr oder minder große Erhebung über die Oberfläche des Meeres die Ursache der Baumlosigkeit bedingt; denn nur wenige hundert Fuß hohe Gegenden sind ebenso holzarm, wie solche, die mehrere tausend Fuß über den Meeresspiegel gehoben sind. Auch der Grad von Trockenheit und Feuchtigkeit als solcher kann nicht für diese Erscheinung ausschließlich maßgebend sein; denn die mit Feuchtigkeit reichlich versehenen Prairien des unteren Texas weisen ebenso wenig eine Baumvegetation auf, wie die hunderte von Meilen in nördlicher Richtung von ihnen entfernten sehr trockenen Regionen am Fuße der Felsengebirge.

Die von einigen Seiten geäußerte Vermuthung, daß die Bäume von den zahlreichen Büffelheerden ausgerottet würden, ist eine vollkommen haltlose; denn ausgedehnte Strecken der Prairien, auf denen seit vierzig Jahren der Büffel vollständig verschwunden ist, sind auch heute noch ebenso holzarm, wie sie es früher waren.

Man hat auch die Ursache des Fehlens von Holz in den westlichen Regionen auf die Prairiefeuer zurückführen wollen. Daß diese Ansicht eine irrige ist, ergibt sich aus zwei Gründen: einmal daraus, daß in den östlichen Prairien Nordamerika's ausgedehnte Strecken mit Wäldern und Büschen bewachsen sind (überall in Michigan, sehr häufig in Wisconsin und Illinois), die ja von den auch hier nichts weniger als seltenen Prairiefeuern ebenfalls hätten zerstört werden müssen, sodann aus dem Umstande, daß die künstlich auf den Prairien des Westens gepflanzten Bäume vortrefflich fortkommen und von der Wuth des Feuers nur wenig

zu leiden haben. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß man nicht gut thue, die junge Pflanzung vor einem Prairiebrande zu schützen. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß auf den westlichen Prairien die aus solchen Feuern erwachsende Gefahr keineswegs so groß ist, wie allgemein angenommen wird. Uebrigens kann ein in der Entstehung begriffenes Feuer leicht mittelst Tücher oder durch Hin- und Herrollen von Fässern im Keime erstickt werden. Die in älteren Werken über Prairiefeuer und ihre Folgen enthaltenen Schilderungen beziehen sich nämlich, worauf man gewöhnlich nicht achtet, nur auf die östlich vom Mississippi befindlichen Prairien, in denen früher ein hoher, nunmehr großentheils durch Menschenthätigkeit beseitigter Graswuchs vorhanden war. Einen solchen Brand beschreibt Balduin Möllhausen S. 69 seines „Tagebuchs einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee" in folgenden Worten: „Die hereinbrechende Nacht zeigte uns ein erhabenes Bild, ein Bild, wie es weder mit Worten beschrieben, noch mit einem Pinsel dargestellt werden kann. Die hellen Flammen ließen den nächtlichen Himmel in noch dunklerem Schwarz erscheinen, und verliehen zugleich den Rauchwolken, die sich in grauen Massen dahinwälzten, eine rothglühende Beleuchtung, die fortwährend wechselte, je nachdem das Feuer von stärkeren Windstößen gejagt und von üppiger oder spärlicher Vegetation genährt wurde.

Ein unheimliches Getöse begleitete den wilden Brand; es war kein Donnern, kein Rauschen oder Sausen, es glich dem fernen, dumpfen Beben der Erde, wenn Tausende von fliehenden Büffeln mit schweren Hufen den Boden stampfen. Drohend klang es zu uns in's Lager herüber. Mit Bewunderung und Grauen blickten Alle auf die furchtbar schöne Naturscene."

Allerdings fordern leider hie und da auch auf den westlichen Prairien die Feuer Menschenleben, wie dies namentlich im Oktober 1873 in Kansas und Nebraska der Fall war, wo mehrere Kinder und Erwachsene verbrannten. Doch muß dies als Ausnahme bezeichnet werden; denn das Gras ist niedrig und die Flamme nicht über einen Fuß hoch, so daß man ohne besondere Schwierigkeit darüber hinwegspringen kann. In engen Thälern aber, wo das Gras höher ist, wächst die Gefahr eines Prairiebrandes, namentlich wenn er noch von heftigem Winde begleitet ist. Dann helfen auch die breiten und tiefen Furchen nichts, welche die Farmer gar häufig zum Schutze ihrer Saaten ziehen. Nicht nur dem Landmann sind zuweilen Brände, die zur Unzeit entstehen, von Nachtheil, indem sie, abgesehen von Beschädigung der Felder, auch hie und da die angesammelten Vorräthe von Heu, Mais und Getreide und anderes mehr oder minder werthvolles Eigenthum zerstören, sondern auch dem Viehzüchter und Jäger; denn abgebrannte Flächen gewähren für einige Zeit dem Vieh und Wild keine Nahrung. Gar häufig geben die den Locomotiven entsprühenden Funken Veranlassung zu Prairiefeuern, die in einem solchen Falle nicht selten unter den Bahnschwellen Verheerungen anrichten und sogar (aber nur ausnahmsweise) dem Zuge selbst Gefahr drohen.

Entstehen also gar manche dieser Brände durch einen unglücklichen Zufall oder durch Nachlässigkeit der Reisenden, so werden doch gar viele mit Absicht von den Prairiebewohnern herbeigeführt, um durch das Niederbrennen jungen kräftigen Graswuchs zu erzielen.

* *
*

Die Prairien des amerikanischen Westens sind der Bäume nicht, wie leider so manche andere Theile Nordamerika's, durch Menschenhand beraubt worden, sondern sie haben überhaupt zu allen Zeiten den Schmuck des Waldes entbehrt. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren sie ursprünglich mit Wasser bedeckt, bildeten also einen großen See, in den sich Jahrtausende hindurch die von den Felsengebirgen strömenden Flüsse ergossen, reichlich beladen mit feinen oder gröberen Theilen von Sand, Schlamm oder Erde, die sie von den Abhängen des Gebirges herabspülten und in dem See ablagerten. Nach und nach, aber sofern nicht Alles trügt, erst in verhältnißmäßig neuer Zeit, sind die ursprünglich mit Wasser bedeckt gewesenen Ebenen ausgetrocknet. Ihre feuchte Oberfläche, der Hauptsache nach aus zersetztem Kalk- und Sandstein und Granit zusammengesetzt, bekleidete sich zunächst mit Gräsern und Blumen, die rasch eine dichte Decke bildeten, über den Boden gleichsam einen undurchdringlichen Mantel ausbreiteten, ihm Härte und Festigkeit verliehen und eben dadurch das Keimen von Baumsamen, die auf ihn durch Windströmungen oder sonstige zufällige Umstände (wie durch Vögel und andere Thiere) gebracht wurden, um so eher verhinderten, als überhaupt auf den Prairien gar manche dem Baumwuchs nachtheilige Verhältnisse vorhanden sind, wie heftige Stürme und strenge Winter, stellenweise salziger und unfruchtbarer Boden, eine nicht immer hinreichende Wassermenge u. s. w. Nur an verhältnißmäßig wenigen Stellen, namentlich an solchen, die in der Nähe eines Bachufers gelegen, von Rasen entblößt waren, konnte ein Baumsamen die zu seiner Entwickelung nöthigen Bedingungen finden. „Noch heutzutage", sagt Fr. Hedde S. 25 seiner „Der amerikanische Westen" betitelten Broschüre, „werden Sandbänke in den Flüssen, wenn sie einigermaßen in der Nähe von Holzun-

gen, und zur Zeit der Reife des Baumsamens nicht unter Wasser sind, von jungen Bäumen rasch bedeckt. Ebenfalls entstehen eine Menge junger Bäume auf neugebrochenem Land und an allen Plätzen, wo z. B. durch Wagengeleise der Rasen zerstört ist, wenn Holzungen nicht allzuweit entfernt sind."

In gleicher Weise spricht sich Julius Fröbel aus, der Band II, S. 60 seines Buches „Aus Amerika" sagt: „Die Räderspuren eines Wagenzuges sind selbst nach mehreren Jahren in der Prairie noch erkennbar, indem sich diesen Spuren entlang eine veränderte Vegetation ansetzt. Krautartige Gewächse nämlich bekommen längs der Straßen die Oberhand über die Gräser, und nicht selten erkennt man an einer meilenweit sich durch die Grasfläche ziehenden Linie hoher Sonnenblumen den Lauf, welchen vor Jahren einmal hier ein Wagen genommen."

Daß überhaupt dem auf den westlichen Prairien bis jetzt herrschenden Baummangel später durch Menschenhand abgeholfen werden kann, wird im neunten Abschnitte eingehender nachgewiesen werden.

* * *

Außerordentlich ungleich ist der Eindruck, den eine Prairie bei ihrem jetzigen Aussehen, mit ihrer tiefen Ruhe, ihrer großartigen Ausdehnung auf verschiedenartige Menschen hervorbringt; ihm sich gänzlich zu entziehen, vermag wohl kein Denkender. Den starken, muthigen Mann wird zuerst ein behagliches Gefühl der Unendlichkeit ergreifen; er wird freudig gestimmt bei dem Gedanken, daß hier alle beengenden Schranken fehlen und daß sich seiner Freiheit nicht das geringste Hinderniß entgegenstellt.

Die Blicke, frei und fessellos,
Ergehen sich in ungemess'nen Räumen.

„Man glaubt", sagt Alexander v. Humboldt, „den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser, erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dies Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung (Ansichten der Natur Band I, S. 94)." Hierzu möchte ich mir aber doch die vielleicht nicht ganz unrichtige Bemerkung gestatten, daß auf lange Zeit eigentlich nur der öde und leere Mensch die von dem bewegten und eben dadurch nie sich gleichbleibenden Oceane wesentlich verschiedene Oede und geradezu geistestödtende Gleichförmigkeit erträgt, wie sie den starren Prairien mit wenigen Ausnahmen gegenwärtig noch eigen ist. Das oben erwähnte behagliche Gefühl ist nicht von großer Dauer; es verwandelt sich vielmehr alsbald in die peinliche Empfindung der Langeweile. Mit meiner Anschauung ganz übereinstimmend spricht sich Dr. J. Schiel S. 34 seiner „Reise durch die Felsengebirge und die Humboldtgebirge nach dem stillen Ocean" aus, indem er sagt: „Ein Aufenthalt auf der Prairie von nur wenigen Wochen hat große Annehmlichkeiten. Das sorgenfreie, unbekümmerte Leben in der Einsamkeit; das nomadenartige Lagerleben, dem eine gewisse wohlthuende Rauheit eigen ist; der tägliche Wechsel des Aufenthalts, der namentlich im Anfang viel Interessantes und Neues bringt, dabei der wohlthätige Einfluß des Klimas der hohen Prairie auf die Gesundheit, lassen die Abwesenheit landschaftlicher Reize sowohl, als auch der kleinen Bequemlichkeiten des Lebens leicht entbehren. Aber wenn der Aufenthalt sich verlängert, wenn die Gewohnheit dem Neuen den Reiz genommen hat, und auch das naturhistorische Interesse fast einer jeden Befriedigung entbehren

muß, dann fängt die Monotonie der Prairie an, sehr fühlbar zu werden; man wird des ewigen Grases müde und feiert den Tag, an dem man zum ersten Male die Riesenkuppen des Felsengebirges hervortauchen sieht, fast wie einen Festtag."

Der von Nicollet und einigen wenigen Anderen, hauptsächlich Amerikanern, ausgesprochenen Ansicht, daß die Prairie eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen biete, kann ich nach Allem, was ich selbst gesehen habe, durchaus nicht beistimmen.

Jedenfalls wirkt anders als auf den muthigen die Prairie auf einen unentschlossenen, schwankenden, schwächlichen Menschen. Ihn ergreift sehr bald ein unaussprechlich peinliches Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit; eine Bangigkeit sonder Gleichen bemächtigt sich seiner; der Gedanke, weit und breit in dieser ihm trostlos scheinenden, weil überaus einförmigen Gegend das einzige menschliche Wesen zu sein, erfüllt ihn mit Schrecken und Grausen; überdies tritt dann bei ihm sehr häufig die sogenannte Platzfurcht ein, die durch den Umstand hervorgerufen wird, daß er oft vergebens in der unübersehbaren, zuweilen spiegelglatten Fläche nach einem festen Anhaltspunkte umherspäht, auf dem sein Auge bleibend haften könnte; eine Art von Verzweiflung ergreift ihn, wenn er während tagelanger Reisen weder eine Veränderung des Himmels noch der sich stets gleichförmig bleibenden Erdoberfläche gewahrt, die ihm nicht die geringste Anregung zum Staunen, zur Bewunderung gewährt. Selbst eine Fahrt mit der Eisenbahn vermag ihn nicht aus seiner düsteren, niederdrückenden Stimmung zu reißen; ist es ihm doch zuweilen, da ihm stets dasselbe Bild entgegenstarrt, als bewege sich der Zug nur scheinbar. Still, geheimnißvoll still, liegt in der Nacht die weite unermeßliche Prairie um ihn her. Am Tage ist das von den Pferden und den Maulthieren ver-

ursachte Geräusch der einzige Laut in der weiten Einöde; zuweilen gesellen sich hierzu die Stimmen der Prairiewölfe und einzelner Büffel. Denn die hier und dort verbreiteten Heerden dieser Thiere (die wir im zehnten Abschnitte näher kennen lernen werden) sind oft auf weite Entfernungen das einzige Lebende.

„Wer nicht daran gewöhnt ist", sagt Washington Irving, „für den hat die öde Prairie etwas unbeschreiblich Trübseliges. Waldeinsamkeit ist nichts dagegen; hier ist die Aussicht durch Bäume beschränkt, und die Einbildungskraft kann sich dahinter etwas Lieblicheres malen; dort aber liegt vor uns eine unermeßlich hingebreitete Landschaft ohne die Spur eines menschlichen Wesens. Es drängt sich einem das Gefühl auf, daß man weit, weit von allen menschlichen Wohnsitzen ist; es ist einem, als bewegte man sich allein in einer ausgestorbenen Welt. Die Stille der Einöde unterbricht zuweilen das Geschnatter eines Trupps von Pelikanen, die gespenstergleich um eine Pfütze in der Ferne umherwackeln; dort das unheimliche Geschrei eines Raben in der Luft; während hin und wieder ein schuftiger Wolf aufspringt, in vorsichtiger Entfernung sich niedersetzt und heult und winselt in Tönen, welche die Einöde umher wirklich schauerlich machen."

Der Indianer ist entzückt von der Prairie, wo weder Wald noch Berg seine Bewegungen hemmen, wo die Flüsse selten so tief und reißend sind, daß er sie nicht zu Pferd ohne Schwierigkeit überschreiten könnte, wo er also ohne jedes Hinderniß seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, dem Fischfang und dem Raube obliegen kann.

* * *

Treffend hat man die Prairien des amerikanischen Westens

wegen ihres stetigen, aber sanften Ansteigens als einen Ocean bezeichnet, dessen westwärts gerichtete, emporstrebende hohe Fluthwellen erstarrt sind. Wem die Möglichkeit geboten wäre, aus einem nicht zu hoch aufgestiegenen Luftballon diese Prairien zu überblicken, auf den müßten sie in erhöhtem Maße den eben geschilderten Eindruck hervorbringen, weil dann bei den geringen Unterschieden ihrer Bodenplastik alle kleinen Unebenheiten der weiten Fläche verschwänden. Schon dem Wanderer machen sie sich oft gar nicht bemerkbar; während er eine in Wirklichkeit unausgesetzt ansteigende Prairiegegend hinangeht, hält er sie für durchaus flach und eben.

Nicht minder erinnert hie und da zur Winterszeit die Prairie an das Meer, wenn sie von einem mächtigen Sturme durchbraust wird, der die auf ihr lagernde Schneedecke hohen Wellen vergleichbar aufwirbelt und sie nach allen Richtungen peitscht.

Aehnlich wie der Sturm dem Meere Leben und Bewegung verleiht, ähnlich belebt sich zuweilen — früher geschah dies weit häufiger als jetzt — dieser erstarrte Länderocean, wenn ihn das entfesselte Element in der Form eines Prairiebrandes heimsucht, von welchem der zu Milwaukie in Wisconsin lebende deutsch-amerikanische Dichter Henricus vom See (Wilhelm Dilg) sehr schön, aber mit etwas poetischer Licenz sagt:

Wie auf flücht'gem Windesfittig zieht daher das Element;
Vor ihm flieht der Indianer, der der Steppe Schrecken kennt.

Büffel, Wölfe, Prairiehunde flieh'n davon in langem Zug;
Durch die Lüfte das Gefieder eilend zieht in raschem Flug.

Antilopen und Gazellen jagen flüchtig wie der Wind
Durch das Gras, das lange dürre, Schlangen schießen pfeilgeschwind.

Eine Richtung Alles eilet, flieht in großer, bunter Schaar;
Feindlichste der Elemente einet plötzlich die Gefahr.

Und schon ist die weite Steppe alles Lebens baar und leer,
Und soweit das Auge schauet, nur Ein großes Flammenmeer!

Aber — fährt K. Woermann fort (**Aus der Natur und dem Geiste**) —

Horch! was rasselt auf den Eisenschienen
Pfeifend, schnaubend, pfeilgeschwind heran?
Ha! das ist er, dem die Flammen dienen,
Auf dem Feuerroß der weiße Mann.

Blitzesschnelle nur entgeht der Hitze,
Feuer nur besiegt des Feuers Wuth,
Und dem weißen Manne dienen Blitze,
Und dem weißen Manne dient die Gluth.

Triumphirend, durch die Feuerhülle
Siegreich braust der weiße Mann vorbei,
Höret nicht der Thierwelt Angstgebrülle,
Nicht des Indianer's Sterbeschrei.

Gleich dem Nordlicht glüh'n des Himmels Hauche,
Wenn das blasse Abendroth erlischt,
Und der Glanz des Frühroths stirbt im Rauche,
Der sich mit dem Grau der Dämm'rung mischt.

Also zwischen zweier Ströme Schäumen
Wogt das Gluthmeer, wild vom Wind empört,
Bis die Flammen in den wüsten Räumen
Jede Spur von Lebendem zerstört.

Grausig ist die Stätte anzuschauen:
Nichts als eine Aschenwüste bleibt,
Und der Wind, der mit der grauen
Flücht'gen Asche seine Spiele treibt.

II.

Das Klima.

So ausgedehnt auch die Prairien des amerikanischen Westens sind, machen sich doch auf ihnen, sofern wir sie im engeren S. 6 geschilderten Sinne betrachten, keine großen klimatischen Verschiedenheiten bemerkbar; namentlich hat hierauf die mehr nördliche oder südliche Lage einen weit geringeren Einfluß, als die mehr östliche oder westliche und als die Erhebung über die Meeresoberfläche; nur die dicht an der Küste gelegenen südlichen, reichlich mit Sümpfen (swamps), Marschen und undurchdringlichen Rohrbrüchen bedeckten Landschaften sind ungesund und eine Brutstätte des Fiebers.

Der allgemeine Charakter des in den westlichen Prairien herrschenden Klimas besteht in raschen und plötzlichen, meistens weite Strecken umfassenden Wechseln der Witterung, die namentlich zur Frühlingszeit, in den Monaten März und April, auftreten und der Gesundheit des Menschen, wenn dieser nicht die gehörige Vorsicht gebraucht, entschieden nachtheilig sind.

Der Grund dieser Erscheinung liegt hauptsächlich darin, daß vom Golf von Mexiko bis herauf an das nördliche Polarmeer nirgendwo eine größere in ost-westlicher Richtung streichende Gebirgskette, ja nicht einmal ein irgendwie nen=

nenswerther Höhenzug vorhanden ist. Durch das Fehlen einer solchen natürlichen Schutzmauer werden die großen Ebenen zu einem Tummelplatze für alle Winde, die, vom warmen Süden oder kalten Norden kommend, sich an irgend einer Stelle derselben begegnen müssen und nun bei diesem Zusammenstoße in gewaltigen Stürmen einen heftigen Kampf um die Herrschaft führen.

Das Nichtvorhandensein eines ost-westlichen Gebirges hat zur weiteren Folge, daß auf den Prairien einerseits die Sonnenwärme weiter nach Norden vordringt, andrerseits aber auch die Winterkälte vorübergehend weiter nach Süden hinabreicht, als sonst in denselben Breiten. Einen mildernden Einfluß, der sich übrigens auf weit geringere Entfernungen bemerkbar macht, als wir zu erwarten berechtigt wären, äußern, aber nur im Sommer, die S. 4 genannten fünf großen Seen; im Winter, wo sie fest zugefroren sind, ist von ihnen keine Wirkung auf die klimatischen Verhältnisse zu bemerken.

Charakteristisch ferner für das Klima der Prairien ist der auf ihnen im Ganzen und Großen herrschende bedeutende Grad von Trockenheit, sowie daß auf lange Zeiträume heiteren, schönen Wetters nicht minder lange Zeiträume von Schnee und Stürmen folgen.

In den westlichen und höher gelegenen Prairieregionen nimmt die Menge des atmosphärischen Niederschlags bedeutend ab; auf keiner Stelle der Prairien, die westlich vom Missouri liegt, beträgt er wohl mehr als zwanzig Zoll im Jahre; gegen den Fuß der Felsengebirge zu vermindert er sich auf zwölf Zoll; ja, es gibt dort Flächen, wo er jährlich sicher nicht mehr als zehn Zoll erreicht; nur hart bei den Felsengebirgen selbst nimmt er wieder etwas zu. In diesen trockenen Regionen hält sich frisches Fleisch, wenn in dünne

Scheiben geschnitten und in der Sonne getrocknet, sehr lange, ohne im Geringsten zu faulen.

Nebel sind eine auf den Prairien selten vorkommende Erscheinung, die aber zuweilen auch im Hochsommer beobachtet wird. Thau benetzt die Prairien, aber in sehr ungleichartiger Weise; in den westlichsten und höher gelegenen Theilen fehlt er zuweilen gänzlich und ist stets weit geringer als in den östlichen und tieferen Regionen; immer aber hängt er von der herrschenden Luftströmung ab; bei Südwind fällt so gut wie kein Thau, bei Nordwind tritt er desto reichlicher auf.

Diese dem Ackerbau und überhaupt der Landwirthschaft nicht günstige Trockenheit klärte sich hauptsächlich daraus, daß die, wie bereits im ersten Abschnitte hervorgehoben, baumlosen Ebenen nicht im Stande sind, eine anziehende Kraft auf den geringen Betrag der Feuchtigkeit auszuüben, den ihnen die von irgend einer Richtung kommenden, auf ihrem bisherigen Wege bereits sehr trocken gewordenen Winde etwa noch zuführen mögen. Die weitausgedehnten, auf hunderte von Meilen mit nichts anderem als kurzem, hie und da sogar spärlichem Büffelgrase bewachsenen Flächen conserviren weder die im Boden enthaltene Feuchtigkeit, noch bringen sie ihrerseits durch Aushauchung selbsterzeugten Wassers solche in erheblicher Menge hervor. Ohne das Vorhandensein der die Temperaturverhältnisse wesentlich modificirenden hohen Felsengebirge müßte im Hochsommer die auf den Prairien herrschende Wärme zuweilen unerträglich sein; so aber ist auch in dieser Jahreszeit, obgleich diese vorwiegend flachen Gegenden der schattigen, die Kühlung fördernden Wälder entbehren und ebendeshalb der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen preisgegeben sind, ihr Klima im Allgemeinen minder heiß, als man erwarten sollte. Doch kom-

men alljährlich, sogar in Höhen von 3000 bis 5000 Fuß über dem Meere, einige sehr lästige, weil sehr heiße Tage vor, auf denen das Thermometer im Schatten stundenlang auf 29°, ja sogar 31° Réaumur steht. Dann aber weht gar nicht selten von den hohen, theilweise mit Schnee bedeckten Gebirgen eine Brise herab, die ungemein erfrischend wirkt und die ungewöhnlich trockene Atmosphäre erträglich macht; da sie eine schnelle Verdunstung des Schweißes herbeiführt, macht sich selbst dann die Hitze bei weitem nicht so unangenehm fühlbar, wie eine gleiche hohe Temperatur in einer feuchteren Gegend. Allerdings leidet der Wanderer dann bedeutend; vergebens späht er weit und breit nach einem Baume umher, der ihm Schatten spendete; selten nur gewährt dem Schmachtenden ein Quell oder ein Bächlein einige Labung. Mögen aber die Tage auch noch so warm sein: die Nächte sind fast durchweg kühl und erfrischend.

* *
*

Die bedeutenden schon im Eingange erwähnten, die Gesundheit des Menschen unter Umständen gefährdenden launischen Witterungswechsel bilden nicht die einzige Unannehmlichkeit der Prairien; höchst widerwärtig sind auf ihnen die heftigen Winde, die sich häufig während der Wintermonate und zu Anfang des Frühlings einstellen und oft zwölf, ja sogar vierundzwanzig Stunden lang mit unverminderter Stärke anhalten. Mit furchtbarer Gewalt brausen diese in Stürme sich verwandelnden Winde über die glatten Flächen der Prairien dahin; ihre Ausdehnung erstreckt sich gar nicht selten über das ganze vom Fuß der Felsengebirge bis an den Mississippi reichende Land. So sehr auf der einen Seite diese heftigen orkanartigen Luftströmungen unbestreitbar zur Ent-

fernung schädlicher Stoffe und zur Verhütung ansteckender Krankheiten beitragen, so störend erweisen sie sich auf der anderen Seite, namentlich wenn sie mit Schneefall verbunden sind. Ist dieser auch selten nur bedeutend, so werden doch die feinen Flocken, aus denen er gewöhnlich besteht, in wilden Wirbeln oder in hohen Wellen durch die Luft gepeitscht, zuweilen mit einem durch die Windsbraut erzeugten großen Getöse. Diese funkelnden Schneetheilchen, ungreifbar wie der Staub, den Stürme in der großen Gangesebene Indien's erzeugen, finden gleich dem feinen indischen Staube einen Weg durch Spalten, Ritzen und Fugen an Thüren und Fenstern der menschlichen Wohnungen. Gleichzeitig pfeift und saust der Wind um die leichten Bretterhäuser, als wolle er sie von der Erde wegfegen. Mag es auch sonderbar erscheinen: unpassend ist es nicht, einen solchen Schneesturm mit einem auf dem Meere tosenden Orkane zu vergleichen.

Unter solchen Umständen ist es daher selbstverständlich, daß man ohne gehörige Vorbereitungen einen Winter auf den westlichen Prairien nicht verleben kann. Wehe dem Ansiedler, der in Unkenntniß der hier herrschenden klimatischen Verhältnisse oder die über dieselben ihm gemachten Mittheilungen für übertrieben haltend, ohne die dringend gebotene Umsicht den Winter auszudauern gedenkt! Gewährt doch selbst ein vorsichtiges Verhalten nicht immer ein Entrinnen vor der oft plötzlich sich einstellenden Gefahr, deren Größe in dünn bevölkerten Prairiestrichen wächst. Denn unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, brechen die Schneestürme herein; mehr als einmal haben sie eine Anzahl von Menschen das Leben gekostet oder sie zu Krüppeln gemacht. In dem Schneesturm, der die am Oberen See (Lake Superior) gelegene Stadt Duluth in Minnesota am 9. Januar 1873 Nachmittags gegen drei Uhr heimsuchte und auch während

des nächsten Tages wüthete, gingen siebenzig Menschen zu Grunde und mehr als dreißig Personen hatten erfrorene Glieder zu beklagen. „Wie Thau von der Augustsonne", schreibt ein Augenzeuge, „wurde die Feuchtigkeit des Schnees absorbirt, und die trockenen Flocken füllten die Luft. Dann öffnete der Himmel seine Schleußen. Häuser, nur wenige Schritte vom Wege entfernt, wurden unsichtbar, und in vielen Fällen ereilte unsere Freunde innerhalb des Bereiches der Stimme ihrer Angehörigen ihr Schicksal." Und — was für das Klima der Prairien so charakteristisch ist und bereits S. 29 hervorgehoben wurde — 550 Meilen südlich von Duluth herrschte fast ganz genau dieselbe kalte Temperatur.

Namentlich berüchtigt sind die sogenannten „Northers" (Nordstürme) in Texas. In dieser Hinsicht berichtet Julius Fröbel („Aus Amerika", Band II, S. 365), als er sich im westlichen Texas in der Nähe von Helena, einem damals neuen Städtchen am San Antonio Flusse befand: „Der Tag (5. Januar 1854) ist sehr schwül. Gegen Abend bricht ganz plötzlich der furchtbarste Nordsturm aus, den ich in Texas erlebt habe. Von einer Temperatur wie die eines angenehmen Sommertages (sicherlich nicht unter 75° bis 80° Fahrenheit = 19°.1 bis 21°.3 Réaumur) kommt die Luft in weniger als fünf Minuten auf den Gefrierpunkt; oder richtiger gesprochen: auf den vom Winde bestrichenen nassen Oberflächen bildet sich Eis." „Einige Stunden vor dem Erscheinen eines Norther lullt der Südwestwind," sagt Theodor Kirchhoff S. 376 seiner „Reisebilder und Skizzen aus Amerika", „und die Luft ist schwül und drückend. Von Norden herauf steigt eine finstere Wolke und sobald diese den Zenith erreicht hat, bricht der Norther los. Der Fall der Temperatur ist tief und außerordentlich plötzlich, oft von 75° Fahr. bis zu 40° und 30° Fahr. innerhalb weniger Minuten, und

ist wegen der ihn begleitenden Trockenheit für die Haut um so empfindlicher. An den Grenzen des Territoriums Washington habe ich bei mehr als 20° Fahr. unter Null (= —23° Réaum.) nicht halb so gefroren, als bei manchem Norther auf den Prairien von Texas." Es ist eben überhaupt der heftige, die dichtesten Kleider durchdringende Wind, der einen nicht einmal sehr hohen Kältegrad dem Menschen weit unangenehmer macht, als eine viel stärkere Kälte bei völliger Windstille.

Wo nur immer das Terrain den geringsten, die Gewalt des Windes brechenden Gegenstand bietet, wird die aufgewühlte Schneedecke zu großen, nicht selten thurmartigen Haufen zusammengeweht. Die Telegraphenpfähle vermögen nicht immer der Macht des Windes zu widerstehen; werden sie nicht sofort umgerissen, so bedecken sie sich doch mit schweren, ihren späteren Einsturz verursachenden Schnee- oder Eiskrusten. Aus eigener Anschauung berichtet hierüber Fr. Hedde S. 13 seines Pamphlets „Der amerikanische Westen" Folgendes: „Jedes nicht durch Baumpflanzungen geschützte Haus, jede Feldeinfriedigung, jeder Holzhaufen gibt Gelegenheit zu einer solchen Schneeanhäufung. Nach einem Schneegestöber sind sehr häufig die Häuser an den nicht dem Wind ausgesetzten Seiten von hohen Schneeschanzen umgeben, die durch einen schmalen, vom scharfen Luftzug freigehaltenen Platz vom Hause getrennt sind. Im ersten Winter der Pacific-Eisenbahn hatten die der Witterungsverhältnisse unkundigen Beamten auf einem mir benachbarten Bahnhofe einen Frachtzug während eines Schneegestöbers stehen lassen. Nach Beendigung desselben war der ganze Wagenzug unter einem langen, haushohen Schneeberge begraben, der zugleich auch die übrigen Geleise des Bahnhofs mit zugedeckt hatte. Es mußten Hunderte von Arbeitern requirirt

werden, um eine Passage für andere Züge zu ermöglichen. Bei dem geringsten Schneegestöber oder bei bloßem Schneetreiben füllte sich aber der mühsam hergestellte Durchstich wieder, so daß lange Zeit die Arbeit immer wieder erneut werden mußte. Den ganzen Schneeberg zu beseitigen, war erst dem Thauwetter möglich."

Namentlich während der ersten Jahre ihres Bestehens, ganz besonders in dem allerdings ungewöhnlich strengen Winter 1871—72 hatte die Bahn viel von den Schneestürmen zu leiden und manche höchst unliebsame Verzögerungen in ihrem Betriebe zu verzeichnen. An etlichen Stellen hatte der Sturm Schnee und Prairiesand zu einer Masse zusammengeknetet, die fast so hart wie ein Felsen war und zu deren Hinwegräumung die Schneepflüge geradezu unbrauchbar sich erwiesen. Eine solche Maschine benöthigte, obschon ihr drei Locomotiven vorgespannt waren, drei Tage, um eine Bahnstrecke von zehn Meilen zu reinigen! Im genannten Winter — aber auch nur in diesem — verspäteten sich die Züge um eine Zeit von zehn bis zwölf Tagen, in welcher die Reisenden in den ödesten Wildnissen halb erfroren und hungerten. Die Geschäftswelt gerieth durch das unregelmäßige Eintreffen der Posten in nicht geringe Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten. Das unerwartet-verspätete Ankommen einer bedeutenden Anzahl von verschiedenartigen Gütern hatte außerordentliche Verluste zur Folge, die zum größten Theile die Handelswelt zu tragen hatte, die aber auch die Gesellschaft betrafen. Denn sie hatte erhebliche Entschädigungen für viele Waaren zu zahlen, deren Ablieferungszeit fest accordirt war.

Nachdem man aber durch die eben geschilderten traurigen Erfahrungen zur Einsicht gelangt ist, daß die bisherigen, zum Schutze gegen den Schnee angebrachten, zumeist nur

aus Schneewällen und Holzpalisaden bestehenden Vorrichtungen ungenügend seien, hat man längs ausgedehnter Strecken solide Schnee- und Lawinendächer errichtet und hierdurch ähnlichen Störungen für die Zukunft wahrscheinlich vorgebeugt. Von solchen Schneestürmen sind nur die etwa südlich vom 35° Breitengrade gelegenen Prairien gänzlich verschont.

Temperaturen von — 20° Réaumur werden nördlich von dem eben genannten Breitengrade fast jeden Winter während einiger Tage beobachtet, doch fiel wiederholt das Thermometer auf — 25° und ausnahmsweise sogar auf — 30° Réaumur.

Wenn auch der meistens im December eintretende Schneefall selten über Mitte März anhält, so setzt sich dessenungeachtet noch eine geraume Zeit der Einfluß und die Macht des Winters fort. So schneite es z. B. in Omaha (dem am Missouri gelegenen Ausgangspunkte der Pacificbahn) und seiner Umgebung den ganzen Nachmittag des ersten Mai 1875; in der Nacht bildete sich sogar dickes Eis; denn ein Frühling nach unseren deutschen Begriffen fehlt den Prairien des amerikanischen Westens, in denen ein rascher Uebergang vom Winter zum Sommer stattfindet, fast gänzlich. Oftmals zwar bricht die Sonne triumphirend durch die winterlichen Wolkenmassen, nach allen Richtungen sie verjagend und eine angenehme Wärme verbreitend; aber in großer Täuschung befände sich, wer nun den Winter für verflossen hielte. Ehe man sich's versieht, hat sich der grimmige Geselle wieder von seiner Niederlage erholt und bedeckt abermals mit weißer, allerdings nur dünner Decke die weiten Gefilde, aus denen schon während der kurzen Herrschaft der warmen Frühlingssonne die Graskeime hervorzuschießen angefangen haben. Selbst Sibirien kann kaum einen öderen Anblick gewähren, als die westlichen Prairien, wenn sie auf weite, un-

übersehbare Strecken hin mit einer dünnen zwar, aber gleichförmigen Schneelage bedeckt sind. Diese Schneewüste wird nur selten von der meistentheils hinter düsteren, bleiartigen Wolken verborgenen Sonne beschienen.

* * *

Wie fast überall in den Vereinigten Staaten von Amerika, so ist auch auf den Prairien der Herbst die angenehmste und schönste Jahreszeit, die man als sogenannten „Indian summer" (indianischen Sommer) bezeichnet. Es fällt dann nur sehr selten Regen; die Tage sind warm und sonnig; doch treten in der Nacht bereits Fröste auf. Eigenthümlich dieser Jahreszeit ist ferner ein schleierartiger, aber so überaus dünner Nebel, daß man ihn nur an entfernt liegenden Gegenständen wahrnimmt; nach der indianischen Anschauung sind es Wolken, die Nanabozhoo, der Ojibwe Noah, aus seiner Tabakspfeife bläst. Dieser feine Nebel beeinträchtigt nicht die oft wunderbare Schönheit des in dieser Jahreszeit herrschenden Klimas, das sich durch eine überaus wohlthuende Weichheit und Wärme der ruhigen und friedlichen Luft auszeichnet.

> Der Himmel leuchtet, ein saphirner Schild,
> Es strahlt an ihm die Sonne hehr und mild,
> Nicht tödtlich, nein, nur schmeichelnd allem Leben.
>
> Udo Brachvogel im Gedichte „Indianer-Sommer".

Freilich fehlen dann den baumlosen westlichen Prairien die überaus malerischen Effekte, die in den bewaldeten östlichen Gegenden durch die unglaublich große Mannichfaltigkeit des auf die verschiedenartigste Weise gefärbten Laubes hervorgebracht werden. Wenn zu dieser Jahreszeit der sanfte

Abendwind in dem Prairiegrase mit seinen bunten Blumen spielt und sie wie des Meeres Wellen bewegt, wenn die gefüllten reifen Samenkapseln leise rasseln und die gebleichten Halme sich neigen, dann bleibt der Indianer sinnend stehen und sagt: „Der Große Geist durchwandelt die Prairie.“

Der Indianersommer ersetzt in jeder Hinsicht den, wie bereits erwähnt, den Prairien beinahe gänzlich fehlenden Frühling und tritt mit großer Regelmäßigkeit alljährlich auf; er erstreckt sich zuweilen bis zur Mitte Decembers, wo ihm dann ein plötzlich eintretender Schneesturm ein jähes Ende bereitet. Sehr treffend sagt in dieser Hinsicht Udo Brachvogel in seinem bereits erwähnten Gedichte „Indianer-Sommer“:

„Und dies ist Herbst? So sterben Wald und Flur?
Wie ist dann das Erwachen der Natur,
Wenn noch ihr Tod sich hüllt in solches Leben?“
Da rauscht die Antwort aus des Waldes Schooß,
Ein Windstoß braust heran und noch ein Stoß,
Und läßt ein Meer von Blättern niederbeben.

Rings quillt es plötzlich auf wie Schleierflug,
Schneewolken weh'n daher in dichtem Zug,
Von Norden pfeift's, und trübe wird's und trüber.
Der Taube Ruf verstummt; und in den Fall
Der Blätter rauscht's wie leiser Seufzerhall:
Noch eine Nacht und Alles ist vorüber.

* * *

Ungeachtet der auf den westlichen Prairien herrschenden, eingehend bereits besprochenen Temperaturwechsel und Schneestürme muß doch im Ganzen und Großen ihr Klima unbedingt für ein stärkendes, erfrischendes, der Gesundheit des Menschen zuträgliches erklärt werden. Den besten Be-

weis hiefür liefern die aus vielen Personen oft bestehenden Vermessungspartien, die, obschon sie unter Beschwerden und Entbehrungen mancher Art während Monaten diese Regionen durchzogen, doch ganz überraschend wenig von Krankheiten zu leiden hatten. Keiner der 150 jungen Leute, die unter General Wm. J. Palmer's Leitung längs des 35. Breitengrades mit Aufnahmen beschäftigt waren, wurde von einer wirklichen Krankheit befallen; sie kehrten Alle kräftiger und gesünder zurück, als sie waren. Beale's Leute hatten im ganzen Winter 1858—9 fast ohne Ausnahme im Freien campirt, oft sogar ohne Zelte, ohne daß irgend einer während dieser ganzen Zeit über irgend eine Krankheit klagte.

Ansteckende Krankheiten sind selten und treten niemals heftig auf; die in den östlichen und namentlich südlichen Gegenden vorkommenden, äußerst schwächenden kalten Fieber sind auf den Prairien so gut wie unbekannt; sie treten nur in sumpfigen Niederungen auf, die, wie bereits S. 13 erwähnt, hie und da den Flußgebieten entlang angetroffen werden; dem dortigen Klima verdanken gar Manche, Kinder sowohl als Erwachsene, die in Europa oder den östlichen und südlichen Staaten an der Schwelle des Todes gestanden hatten, ihre Wiedergenesung; waren sie auch früher Jahre hindurch siech und kränklich, so erfreuen sie sich jetzt einer dauerhaften Gesundheit. Namentlich in größeren Höhen gewährt das Prairieklima beinahe sicheren Schutz gegen Lungenkrankheiten. Viele, die mit diesem schrecklichen Leiden behaftet, in den Prairien sich niederließen, fanden hier Genesung, selbst in Fällen scheinbarer Hoffnungslosigkeit. Doch muß dies als Ausnahme bezeichnet werden; denn im Allgemeinen ist Heilung nur dann zu erwarten, wenn das Uebel noch in der ersten Entwickelung begriffen ist. Ebenso finden an Asthma und Herzkrankheiten leidende Personen, wenn auch

nicht immer gänzliche Befreiung, so doch beträchtliche Linderung ihrer Schmerzen. Auch äußert das Prairieklima oft eine überraschend günstige Wirkung auf die schnelle Heilung von Wunden. Von Bedeutung ist hier ferner der Einfluß auf die Verdauungsorgane. Der Appetit wird in erheblichem Maße gesteigert. „Einen Appetit entwickeln die Ueberlandreisenden, der sie selbst in Erstaunen setzt; aber recht satt wird trotz alles Essens doch Keiner von ihnen," sagt Theodor Kirchhoff. Das gallige Aussehen verschwindet, die Gesichtsfarbe bekommt einen frischen Teint; Reconvalescenten bekömmt der Aufenthalt hier im Sommer und Herbst vorzüglich; im Winter und Frühling bleiben sie am Besten den Prairien fern.

Zu den meteorologischen Erscheinungen, denen wir auf den Prairien des amerikanischen Westens nicht regelmäßig begegnen, gehören zunächst die häufig in den Felsengebirgen, namentlich in dem dort gelegenen Großen Becken (Great Basin) auftretenden, dem unerfahrenen Wanderer so überaus peinlichen, ihn mit ihren Trugbildern neckenden Fata Morganas, die oft eine höchst eigenthümliche Gestaltung annehmen. So hält man dann gar nicht selten eine in der Ferne weidende Büffelheerde in Folge der durch die Luftspiegelung bewirkten Verzerrung der einzelnen Theile für Bäume oder sogar für Reiter, wodurch dann zuweilen eine Caravane ganz unnöthiger Weise beunruhigt wird. Aehnliche optische Täuschungen, wenn auch untergeordneter Art, bedingt durch die in verschiedenen Höhen über der Bodenfläche ungleich erwärmten Luftschichten, bestehen darin, daß man einen Prairiewolf für eine Antilope oder Vögel für Menschen hält. Weitere Folgen sind, daß man Rinnsale im Boden erst dann gewahrt, wenn man sich in ihrer unmittelbarsten Nähe befindet, und daß das richtige Schätzen von Entfernungen, das

überhaupt auf der Prairie wegen Mangels an festen Anhaltspunkten und bestimmter Linien sehr schwierig ist, oft geradezu unmöglich wird.

Nicht allgemein zwar, aber doch nicht ganz selten treten auf den Prairien elektrische Erscheinungen ein, deren Julius Fröbel in seinem Buche „Aus Amerika" mehrfach in ausführlicher Weise gedenkt. So sagt er z. B. Band II, S. 377: „Als es Nacht wurde, bemerkten wir, daß an unseren Kleidern wie am Geschirr der Maulthiere fast bei jeder Berührung elektrische Funken sprühten. Jeder Peitschenhieb, der auf den Rücken eines Thieres fiel, war eine kleine Feuergarbe. Mit ziemlich fühlbaren Stichen sprangen zuweilen aus meinen Fingern die Funken hervor, wenn ich nach einem Theile meiner Kleidung griff." Die ganze Erscheinung hat große Aehnlichkeit mit jener, die wir Brüder in dem im Innern Asien's gelegenen, äußerst trockenen Tibet häufig angetroffen haben. Da sprühten Abends im Finstern unter lautem Knistern zolllange Funken aus den wollenen Decken hervor, sowie rasch mit der Hand über sie gestrichen wurde; ja, dasselbe Phänomen ereignete sich sogar wiederholt beim Kämmen der Haare.

Gewitter, zuweilen mit Hagel begleitet, kommen fast jeden Sommer hie und da vor, namentlich in den östlichen Theilen der Prairien. Sind sie auch von zahlreichen Blitzen begleitet, so sind doch die Donnerschläge nicht im Entferntesten so laut, wie man sie in anderen Gegenden der Welt vernimmt.

* * *

Dem nordamerikanischen Wettersignal-Bureau zu Washington, das durch John Calhoun vor etwa 27 Jahren an-

geregt wurde und gegenwärtig unter der Leitung des Kriegsministers steht, werden später die westlichen Prairien ein überaus wichtiges Feld zu meteorologischen Beobachtungen und interessanten Untersuchungen aller Art bieten. Schon jetzt verdanken wir diesem Bureau die genaue Aufzeichnung der Temperaturgrade an mehreren in den Prairien gelegenen Orten; ich unterlasse es jedoch hier, einen Auszug davon zu geben, da er doch unzureichend wäre, das in diesem Abschnitte versuchte Gesammtbild der klimatischen Verhältnisse anschaulicher zu machen.

III.

Die Eisenbahnen und ihre Bedeutung.

Hatten sich auch schon seit Jahren einzelne kühne Reisende, verwegene Jäger und unternehmende Trapper in die ausgedehnte, damals von der civilisirten Welt gänzlich abgelegene und nur mit großen Schwierigkeiten und nach Ueberwindung bedeutender Hindernisse zu erreichende westliche Prairieregion gewagt, wurde auch diese Wildniß unter unsäglichen Mühen und Beschwerden im Jahre 1847 von den Mormonen und im Sommer 1849, sowie auch später, von den durch die Macht des Goldes angelockten nach Californien wandernden Minern durchzogen, gab es auf ihnen auch mehrere von Postkutschen (stages) befahrene größere Linien, so ward sie uns doch eigentlich erst durch die am 10. Mai 1869 dem Verkehre übergebene Pacific-Eisenbahn erschlossen, durch deren Vollendung die menschliche Thatkraft einen Triumph feierte; ich habe diese wichtige Verkehrsader auf Grund eigener zweimaliger Bereisung eingehend in einem bei E. H. Mayer zu Cöln und Leipzig im Jahre 1870 erschienenen Buche geschildert.

Der einzigen Linie, die zur ebengenannten Zeit durch die westlichen Prairien führte, haben sich nunmehr eine Anzahl anderer, theils größerer, theils kleinerer, nördlich und südlich von ihr gelegener beigesellt, und wenn sich auch gegen-

wärtig das ganze Bahnnetz dieser ausgedehnten Region noch in den allerersten Anfängen befindet, so ist doch die Erwartung gerechtfertigt, daß später, und zwar in nicht zu langer Zeit, die Prairien des amerikanischen Westens von ebenso vielen Eisenstraßen durchfurcht sein werden, wie seit Längerem bereits die östlichen. Freilich hat auch die seit Herbst 1873 über Nordamerika eingebrochene financielle Krisis lähmend auf die Entwickelung der Bahnen gewirkt; mit dem Bau mancher bereits begonnenen wird innegehalten, und gar manche projektirte Linien werden vorläufig nicht in Angriff genommen. Wenn aber diese alle Zweige des Handels und der Industrie mehr oder minder berührende Stagnation vorüber ist — und aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie nicht mehr lange andauern, — wird gar manche jetzt nur auf dem Papiere stehende Bahn von dem auf ihr zur Zeit haftenden Banne erlöst werden und einer frohen Zukunft entgegengehen.

So augenscheinlich und nachweisbar auch jetzt schon der direkte wohlthätige Einfluß ist, den die Eisenbahnen für die Erschließung und die hiermit in innigstem Zusammenhange stehende Besiedelung der Prairien des amerikanischen Westens haben, so wird sich doch erst später die gegenwärtig nur anzudeutende Tragweite klar herausstellen, die diese Schienenwege für den Gang der Cultur und Civilisation und deren Förderung, sowie überhaupt für die wirthschaftliche Entwickelung und den materiellen Aufschwung der gesammten nordamerikanischen Nation äußern. In keinem anderen Theile der civilisirten Welt ist es so deutlich erkennbar wie auf den westlichen Prairien, wie sehr diese modernen eisernen Verkehrswege Träger und Verbreiter der Cultur sind, wie ungemein sie zum Anwachsen der Bevölkerung beitragen. Für den letzteren Umstand hat man so viele über-

zeugende Beweise, daß man in Nordamerika Eisenbahnen baut, damit längs derselben Städte entstehen, während man sie in Europa nur anlegt, wo bereits Städte sind. „Wie das erste Aufblühen der östlichen Staaten von der Anlegung von Canälen und guten macadamisirten Straßen datirt, so hat der Westen erst mit dem Ausbau seines großen Eisenbahnsystems seinen Aufschwung genommen," sagt in dieser Hinsicht R. Schleiden S. 15 seiner „Reiseerinnerungen aus den Vereinigten Staaten von Amerika". Ohne die bis jetzt bereits in den westlichen Prairien bestehenden Bahnen hätten wiederholt Hunderte von Menschen, denen die Heuschrecken die Saaten verheert haben, verhungern müssen.

* * *

Für Anlegung von Eisenbahnen erweist sich das Prairieland ungemein vortheilhaft; mit sehr wenigen Ausnahmen bietet es der Herstellung von Schienenwegen in technischer Beziehung nur geringe, leicht zu beseitigende Hindernisse, wie sich dies klar aus der S. 8 versuchten Schilderung seines landschaftlichen Charakters ergibt. Meilenweit verfolgt oft eine Bahn während ihres Durchzugs durch die Prairien eine fast schnurgerade Richtung, so daß die beiden Geleise zuletzt in ein einziges zusammenzulaufen scheinen. Das große, an der Locomotive vorn angebrachte Licht ist in finsterer Nacht aus zehn, ja sogar zwölf Meilen Entfernung sichtbar.

Was zunächst eine Eisenbahnanlage in nicht geringem Grade erschwert, ist die aus weiter Ferne zu bewerkstelligende Herbeischaffung des Materials (Schienen, Schwellen, Eisen) und die Ernährung und das Unterbringen der zahlreichen Arbeiter in einer von Weißen nur überaus spärlich besiedel-

ten Gegend; hierzu gesellt sich noch das tief eingewurzelte Mißtrauen, ja das häufige, geradezu feindselige Auftreten der Indianer gegen ein derartiges Unternehmen. So war die Kansas-Pacificbahn, um sich vor den Ueberfällen der Indianer zu schützen, die ihre Jagdgründe von keiner Eisenbahn durchschneiden lassen wollten, im Laufe des Jahres 1870 genöthigt, mit schweren Kosten Waffen und Vertheidigungsmittel aller Art anzuschaffen und ihr gesammtes Arbeiterpersonal halbmilitärisch zu organisiren. Zwar entsendete die Regierung Truppen zum Schutz der bedrohten Bahn; aber sie reichten zur vollständigen Verhinderung von Ueberfällen und Angriffen nicht aus. Es gab kleinere und größere Gefechte mit den Rothhäuten, und an einem einzigen Tage verloren dreizehn Bedienstete der Bahn das Leben.

Aehnliche Ereignisse wie die eben geschilderten fanden auch bei der Pacificbahn statt. Wiederholt haben sich die Indianer zwischen den Jahren 1865 und 1868 dem Bau derselben störend entgegengestellt, Schienen aufgerissen und Arbeiter und Reisende getödtet, die sich auf dem entgleisten Zuge befanden. Nach einer übrigens unverbürgten Anekdote spannten sie einst, um den Zug aufzuhalten, ein starkes Seil über die Bahn, das an beiden Seiten von dreißig bis vierzig der Ihrigen gehalten wurde. Leider aber steht es fest, daß diese Wilden vor Eröffnung der Bahn einen Conducteur, der unvorsichtiger Weise ohne Begleitung einen Spaziergang unternommen hatte, wenige Meilen vom Bahnhofe scalpirt haben. Der Mann überlebte die gräßliche Verstümmelung, die übrigens tödtlich zu sein pflegt.

Unter obwaltenden Umständen flößt uns unwillkürlich die Kühnheit, Einsicht und Ausdauer Derer Bewunderung ein, die es dessenungeachtet wagen, Schienenwege durch solche Gegenden zu führen. Auch müssen wir den Tribut der

aufrichtigsten Anerkennung jenen unerschrockenen Männern zollen, die als Topographen, Ingenieure und Vermesser in diese Wildnisse vordrangen und die für Bahnen geeignetsten Wege erkundeten. Die von ihnen über ihre gefahrvollen Unternehmungen veröffentlichten Berichte sind fast durchwegs mit einer Bescheidenheit abgefaßt, die den Uneingeweihten die Größe der von ihnen mit unendlichen Schwierigkeiten gelösten Aufgabe kaum klar erkennen lassen.

Ihre Absicht, den Bau von Bahnen durch ihre Jagdgründe zu verhindern, haben die Indianer wiederholt sogar in Rathsversammlungen ausgesprochen, denen amerikanische Indianeragenten in ganz amtlicher Weise beiwohnten. Als in einer solchen Anfangs 1872 abgehaltenen Versammlung der Häuptling „Gefleckter Adler" gegen den Bau einer Bahn Einwand erhob und sie später mit seinen Leuten aufzureißen drohte, bedeutete ihm Oberst Stanley, die Bahn werde dennoch ausgeführt und sein trotziges Benehmen könne zur Vernichtung seines Stammes führen. Der Häuptling gab dies zu, erklärte aber, daß er zu kämpfen entschlossen sei, auch wenn er seinen Untergang voraussähe.

Die Befürchtung war daher naheliegend, daß sich die Rothhäute auch fernerhin dem durch die Bahnen gemachten Eingriff in ihre Besitzrechte feindlich entgegenstellen würden. Man dachte, daß die Züge in den öden, unbewohnten Regionen, die sie namentlich in den ersten Jahren ihres Bestehens großentheils zu durchfahren haben, aus einem Hinterhalte angegriffen oder längs arglistig durchschnittener Brücken herabstürzen, und daß dann die wenigen Reisenden, denen etwa eine Rettung gelänge, von den Indianern scalpirt würden. Aber glücklicherweise haben sich alle diese Besorgnisse bis jetzt als grundlos erwiesen. Merkwürdig in hohem Grade ist der Einfluß, den nach und nach die Bahnen

auf das Zurückdrängen, ja selbst auf die Verjagung und Verscheuchung der Indianer üben. Sei es, daß das schnaubende, funkensprühende Dampfroß ihnen einen unüberwindlichen Schrecken einflößt, sei es, daß sie die Ansicht hegen, dem rasch dahinbrausenden Zuge doch nichts anhaben zu können: genug, seitdem die Bahnen regelmäßig befahren werden, hat man nie mehr das Geringste von einem Angriffe der Indianer auf dieselben gehört, wohl aber — es ist recht traurig, es sagen zu müssen — dreimal bereits von Ueberfällen, die Weiße im November 1870 auf Züge der Central-Pacificbahn ausgeführt haben. Diese Weißen hatten es nicht auf die Plünderung der Reisenden abgesehen (was ihnen sicher auch nicht geglückt wäre, da stets eine große Anzahl derselben mit Flinten und Revolvern gut bewaffnet ist), sondern auf die Beraubung des dem Zuge angehängten, einen werthvollen Inhalt mit sich führenden Postwagens, was den Schuften in Folge ihrer umfassenden Vorkehrungen leider auch jedesmal mehr oder minder geglückt ist. Das Verfahren, das sie anwendeten, war folgendes. An einer kleinen Wasserstation, wo Nachts gehalten werden mußte, eilten sie, bisher im Finstern verborgen, gleichzeitig in zwei Parteien in den Postwagen und auf die Locomotive, überwältigten die Beamten und den Locomotivführer, und zwangen letzteren, mit der unterdessen von einer dritten Partei abgehängten Locomotive und dem Postwagen einige Meilen langsam weiter zu fahren, so daß sie hinreichend Zeit hatten, unterdessen alles ihnen Werthvolle zusammenzuraffen. Waren sie mit der Plünderung fertig, dann ließen sie halten, sprangen herab und drohten Jeden zu erschießen, der es wagen würde, ihnen zu folgen. Die dunkele Nacht begünstigte ihr Entkommen.

* * *

Auf den westlichen, spärlich von Weißen besiedelten Prairien war die Erbauung von Eisenbahnen nur dadurch möglich, daß den ihre Ausführung unternehmenden Gesellschaften von Seiten des Congresses Geldsubsidien oder vorzugsweise Landschenkungen (land-grants) von oft erheblichem Umfange bewilligt wurden. Meistens wurden von einem mehr oder minder breiten, zu jeder Seite der Bahnlinie gelegenen Landstriche die mit ungeraden Zahlen nummerirten Sektionen Landes der Gesellschaft geschenkt, wogegen den Vereinigten Staaten die Sektionen mit geraden Zahlen vorbehalten wurden. Während jedoch sonst Regierungsland von dem Ansiedler zu 1 Dollar 25 Cents per Acker erworben werden kann, muß er das Doppelte (also 2½ Dollars per Acker) für das längs einer Eisenbahn der Regierung reservirte Land zahlen, die sich durch diese Preiserhöhung für das geschenkte Land schadlos hält und dem Käufer gegenüber geltend macht, daß ein an einer Bahn gelegenes Land ungleich höheren Werth habe, als ein solches, das von einem derartigen Verkehrsmittel abseits liege.

Nur in seltenen Fällen, wie namentlich bei der Pacificbahn, hat man beide Arten der oben genannten Unterstützungen gewährt. So erhielt sie nicht blos 12,800 Acker Landes für jede Meile der Bahn, sondern auch 16,000 Dollars die Meile im Prairieland, 32,000 Dollars die Meile im Gebirge (Rocky Mountains und Sierra Nevada) und 48,000 Dollars die Meile für besonders schwieriges Terrain — im Ganzen 22,707,200 Acker Landes und gegen 53 Millionen Dollars in Bonds; letztere (die Bonds) sind allerdings nicht geschenkt, sondern nur vorgeschossen, mit sechs Procent zu verzinsen und innerhalb dreißig Jahren abzubezahlen. Bis jetzt hat die Bahn zwar zu mäßigem Preise Truppen und Regierungsmaterial aller Art befördert, aber weder vom Capital

noch von Zinsen irgend etwas der Regierung zurückbezahlt, und es sind überhaupt die auf diese Zahlung bezüglichen Bestimmungen und Gesetze so eigenthümlich abgefaßt, daß die Regierung schwerlich je etwas in Baar von ihrem vorgeschossenen Gelde erhält; freilich hat sie einen Proceß angefangen, den sie aber in der ersten Instanz verloren hat und kaum je wird gewinnen können.

Ueberhaupt sind fast alle an Eisenbahnen gemachten Schenkungen nicht mit wünschenswerther, jede zweideutige Auslegung verhütender Genauigkeit abgefaßt. Ist auch durchwegs dafür Sorge getragen, daß die Landschenkungen ungültig sind, falls der Bau der Bahnen, denen sie gewährt wurden, nicht innerhalb einer festgesetzten Zeit vollendet ist, so hat man leider bei solchen Anlässen nur zu oft versäumt, in gesetzlicher Weise ausreichende Vorkehrungen für den Verkauf der geschenkten Ländereien zu billigen Preisen und für deren Besitznahme unter liberalen Bedingungen von Seiten wirklicher Ansiedler zu treffen. Durch die Außerachtlassung dieser wichtigen Maßregel ist der ursprünglich beabsichtigte gute Zweck, diese Ländereien möglichst rasch der Cultur zu erschließen, gar nicht selten vereitelt worden. Denn die Eisenbahngesellschaften wurden nun hie und da selbst Landspeculanten, die nach ihrem Sonderinteresse einzelne Striche entweder gar nicht oder zu überaus hohen Preisen verkauften und ebendadurch die Besiedelung einzelner Bezirke, statt sie zu fördern, in hohem Grade erschwerten. Mehr als einmal haben Eisenbahncompagnien und mit ihnen verbündete Capitalisten einen großen (und nicht den schlechtesten) Theil der in der Nähe der Bahnlinien gelegenen Ländereien aufgekauft und sich hierdurch in den Besitz eines wahren Landmonopols gesetzt, von dem sie leider wiederholt keinen schönen Gebrauch gemacht haben. Ganz nach ihrem Belieben schroben sie die

Preise für Ländereien in die Höhe, verhinderten oder förderten die Besiedelung einer Gegend, bestraften Städte wegen Mangels an Willfährigkeit oder belohnten andere für geleistete Dienste auf Kosten der Gerechtigkeit und der Interessen aller Uebrigen.

Es haben eben überhaupt die auf die Erwerbung von Heimstätten bezüglichen Gesetze, denen gar manches Gute zu verdanken ist, ihre Schattenseiten. Obschon diese Gesetze dahin streben, den Massen des Volkes einen möglichst großen Antheil an dem Eigenthum der Nationalländereien zu gewähren und sie für die wirthschaftliche Bebauung derselben zu interessiren, so können sie eben doch nicht verhindern, daß Speculanten die besten, tausende von Acker umfassenden Landstriche, namentlich von Eisenbahngesellschaften erwerben, um sie vorläufig ganz brach liegen zu lassen und erst später kleinen Ansiedlern, denen nach dem Sinne des Gesetzes das erste Anrecht auf den Besitz derselben zu billigen Preisen gebührt hätte, unter drückenden Bedingungen zu verkaufen.

Es muß jedoch wahrheitsgemäß erwähnt werden, daß gar manche Bahnen, von der richtigen Einsicht durchdrungen, daß jeder Ansiedler mehr oder minder Verkehr schafft und Andere herbeizieht, das ihnen gehörige Land nur an bona fide Ansiedler abgeben und Maßregeln treffen, dasselbe nicht in die Hände von Speculanten gelangen zu lassen. So verkaufte im Jahre 1870 (ob jetzt auch noch, weiß ich nicht) die National Land Company im Auftrage der Kansas-Pacificbahn Land zu folgenden Bedingungen: Ein Fünftel baar, der Rest in fünf jährlichen Zahlungen mit sechs Procent Zinsen, so zwar, daß am Ende des ersten Jahres blos die Interessen, am Ende des zweiten Jahres der zweite Termin u. s. w. gezahlt werden. Auch wird der Käufer, seine Familie,

sein Gepäck und Hausstand zum halben Preise an den Ort seiner Bestimmung von der Bahn befördert.

Die Union-Pacificbahn verkauft Land (den Acker von 2 1/2 bis 10 Dollars, aber nicht unter 40 Acker) gegen baar mit zehn Procent Rabatt oder fünfjährigen Credit mit sechs Procent Zinsen. Ein Käufer von 160 und mehr Acker erhält einmalige freie Fahrt zu seinem Besitzthum. Nähere Auskunft ertheilt Herr O. F. Davis zu Omaha in Nebraska.

Das der Atlantic- und Pacific-Eisenbahngesellschaft gehörige Land (diese Bahn wird hauptsächlich längs des 35. Breitengrades bis zum Gestade des stillen Meeres führen) ist in Vierzig-Acker-Stücke eingetheilt und kann (Prairie- und Waldland) gekauft werden — je nach Lage und Bodenwerth — zu 2 1/2 bis 15 1/2 Dollars per Acker; werthvolles Pflugland (Prairie) durchschnittlich zu 5 bis 7 Dollars; Wald- und Weideland billiger — auf Verlangen zahlbar in Terminen von sieben Jahren. Genauere Auskunft erhält man auf dem „Land Departement of the Atlantic & Pacific R. R., 25 South 4th St., St. Louis, Mo.“. Auch Landbesichtigungs-Billete zur freien Fahrt auf der Eisenbahn werden dort ausgegeben. Die Auslage wird bei der ersten Zahlung in Abzug gebracht.

Aber wie gesagt, in solcher Weise verfahren keineswegs alle Eisenbahngesellschaften mit dem ihnen geschenkten Lande. Läßt sich also auch einerseits manche durchaus begründete Beschwerde gegen die Leichtfertigkeit erheben, mit der zu wiederholten Malen der Congreß Millionen Acker Land für Eisenbahnen bewilligte, so hat man doch andererseits die segensreiche Wirkung der Bahnen, die auf andere Weise als durch solche Schenkungen nie zu Stande gekommen wären, in Betracht zu ziehen und hiernach, will man gerecht sein, sein tadelndes Urtheil um so mehr zu modificiren, als die

Eisenbahnfrage überhaupt eine ganz neue ist, in der uns nicht die Geschichte mit früher gemachten Erfahrungen leitend an die Hand geht. Auch werden fernerhin aller Wahrscheinlichkeit nach solche Landbewilligungen weder in ähnlich großem Maßstabe, noch unter den bisherigen, der Willkür der Gesellschaften keine Grenze setzenden Bedingungen vorkommen. Denn theils betroffen von der Größe und Ausdehnung dieser Schenkungen, die namentlich in den letzten Jahren das Maß der Billigkeit überschritten und geradewegs den Charakter der Verschleuderung der Bundesdomäne angenommen haben, theils die mit ihnen verbundenen Uebelstände klar erkennend, die sich in mehr als einem Falle so erheblicher Natur erwiesen, daß sie fast alle Vortheile aufwogen, die sonst einem von der Bahn durchschnittenen Lande zufließen, hat man nunmehr ganz allgemein an diesen Landbewilligungen einen solchen Anstoß genommen, daß meiner Ansicht nach für längere Zeit keine politische Partei — wenigstens im Westen und Nordwesten der Union, — die sich nicht auf das Entschiedenste gegen fernere ähnliche Schenkungen ausspricht, sich auf die Gunst des Volkes wird stützen können; die ganze große Masse der Bevölkerung in den Weststaaten stellt das Verlangen, das auch vielfach der Osten unterstützt, daß diesem Uebelstande für die Zukunft vorgebeugt werde. So hat die am 2. Juni 1875 zu Columbus in Ohio zusammengetretene republikanische Staatsconvention von Ohio unter ihren Resolutionen auch die nachstehende aufgenommen: „Wir verlangen, daß die öffentliche Domäne gewissenhaft für die wirklichen Ansiedler reservirt werde.“

Bis jetzt erhielten die Bahngesellschaften einen Gesammtbetrag von mindestens zweihundert Millionen Acker Land, was immerhin erheblich genannt werden muß, wenn man

bedenkt, daß die Vereinigten Staaten von Amerika mit Ausschluß Alaska's einen Gesammtflächeninhalt von nicht ganz zweitausend Millionen Acker enthalten. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß ausgedehnte den Bahnen geschenkte Ländereien zur Zeit ganz unfruchtbar sind und daß es erst nach manchen Jahrzehnten gelingen wird, sie theilweise wenigstens für landwirthschaftliche oder andere Zwecke zu benützen.

Wird von jetzt ab das Landverschenkungssystem, das theoretisch den Zweck verfolgt, aber in der Praxis nicht immer erreicht, die westliche Wildniß durch künstliche Verkehrswege möglichst rasch für die Civilisation zu erschließen, sparsam ausgeübt oder, wie Manche wünschen, völlig aufgegeben, so werden die schlimmen Wirkungen, die Viele von dem bisher eingeschlagenen Verfahren befürchten, bei dem noch immer sehr beträchtlichen Landreichthum der Vereinigten Staaten sicher nicht eintreten. Die zur Erbauung von Schulen und höheren Lehranstalten und deren Unterhaltung gemachten, jeglicher Art von Speculation von jeher entzogenen Landschenkungen hat Niemand, da sie bisher nachweislich die besten Früchte trugen, angefochten.

* *
*

Sowie in der westlichen Prairieregion eine größere Eisenbahnstrecke vollendet und der öffentlichen Benützung übergeben ist, bevölkert sich rasch das in ihrer Nähe gelegene Land mit Weißen; Dörfer und Städte, von denen einige ein allerdings nur ephemeres Dasein führen, wogegen andere von Tag zu Tag an Wachsthum, Wichtigkeit und Bedeutung gewinnen (siehe den vierten Abschnitt), entstehen auf ihnen mit wunderbarer Schnelligkeit; vor der eindringenden Fluth der Bleichgesichter, vor dem schnaubenden, funken-

sprühenden Dampfroß verschwindet der rothe Mann wie der Schnee vor der Sonne; immer geringere Schwierigkeiten bietet es, die raublustigen Indianer — einst das Schreckbild der Ansiedler — in Schranken zu halten. Schon jetzt gibt es auf den westlichen Prairien ausgedehnte Gebiete, wo die weiße, hauptsächlich aus Farmern und Viehzüchtern bestehende Bevölkerung ohne Furcht und Angst vor den Rothhäuten ihren Beschäftigungen nachgeht. Wo sich noch vor wenigen Jahren die kriegerischen Indianer in blutigen Kämpfen zerfleischten, wo meilenweit keine Ansiedelung eines Weißen anzutreffen war, da finden wir jetzt eine Anzahl von blühenden Farmen und einen auf ziemliche Flächen ausgedehnten Ackerbau, dessen Erträgnisse, gleichwie jene der Viehzucht, kaum hinter den älteren und längere Zeit bereits cultivirten Staaten zurückstehen; ein Uebelstand, der früher schwer in's Gewicht fiel, daß sich für diese Produkte wegen mangelnder Absatzwege kein lohnender Markt fände, ist bereits jetzt, theilweise wenigstens, durch einzelne Eisenbahnen beseitigt.

Gegenden, in die sich früher ihrer Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit wegen eines Weißen Fuß nur selten verirrt hatte und in denen Niemand sich niederzulassen geneigt war, obschon er in Folge der liberalen Heimstättegesetze große Strecken Landes geradezu umsonst hätte erhalten können, werden jetzt eifrig von strebsamen Menschen aufgesucht. Die weiten Räume der westlichen Prairien bieten Tausenden einen Erwerbszweig, geben Tausenden die willkommene Gelegenheit zur Gründung eines eigenen Herdes, zur Erlangung einer freien unabhängigen Stellung, zur Erreichung eines verhältnißmäßig sorgenfreien Lebens, zur Entfaltung einer ersprießlichen, in jeder Beziehung lohnenden Thätigkeit, die mit geringen Mitteln begonnen werden kann. Frei-

lich wird ein aus der alten Welt unmittelbar hierher Versetzter ganz andere Verhältnisse hier vorfinden, als in seiner früheren Heimath; aber er wird sich leichter in dieselben hineinfinden können, da seinem guten Willen nicht störend eine Unmasse von europäischen Vorurtheilen sich entgegenstellt. Da Platz in Hülle und Fülle vorhanden ist, da es, wie man in Amerika treffend sagt, „Ellenbogenraum" gibt, so beengt er weder einen Anderen noch fühlt er sich selbst beengt. Diese weiten Gebiete stehen Jedem offen; Tausenden und abermals Tausenden sind sie im Stande, eine Heimath zu gewähren, da der jungfräuliche Boden, wenige Bezirke ausgenommen, Unterhalt für Jeden bietet, der die Mühe nicht scheut, ihn richtig zu bearbeiten und, je nach vorhandenen Verhältnissen, für Viehzucht oder für Ackerbau zu verwenden. Mit Recht sagt in dieser Beziehung Carl Hillebrand-Menin im Sonntagsblatt der New Yorker Staatszeitung vom 18. Januar 1874: „Viele, die aus dem Osten hierher geeilt kommen, werden vor der daliegenden Prairie traurig dastehen und mit Schwermuth an die zurückgelassene Heimath denken. Die Steppe gleicht einem leeren Buche, in das der Mensch erst seine Gedanken einzuschreiben hat, um sich und künftigen Geschlechtern angenehme Stunden zu bereiten. Nur durch Arbeit und Arbeit ist hier viel zu erlangen, und wer sich ihr weiht, dem wird sie gewiß gesegnet werden und der wird für sich und seine Kinder eine schöne Heimath erwerben."

IV.

Ansiedelungen und Städte.

Bis jetzt sind im Verhältniß zur Größe und Ausdehnung der westlichen Prairien auf ihnen nur spärliche Ansiedelungen, Ortschaften und Städte zerstreut, und ebendeshalb auch die Contraste, die uns während einer Reise durch diese Gegenden aufstoßen, sei es, daß wir sie zu Pferd, sei es, daß wir sie mit der Bahn unternehmen, sehr groß. Aus lachenden Fluren, die mit den schönsten Bodenerzeugnissen geschmückt sind, vorüber an einer Reihe niedlicher Farmerhäuschen oder zerstreut liegender Gehöfte, kommen wir plötzlich in eine große Einöde, in der wir vergeblich nach einer anderen, als der Prairiegrasvegetation uns umschauen, die wie bereits im ersten Abschnitte S. 15 erwähnt, vorwiegend aus dem Büffelgrase besteht; höchstens ragt in der von keinem Baume beschatteten Gegend inselartig ein einsames, von einem Squatter, einem Hirten oder einem Jäger bewohntes Häuschen hervor, das sich bei dem gänzlichen Mangel aller Nebengebäude traurig genug ausnimmt. Auch ein militärisches Lager oder Fort, das allenfalls vor unseren Blicken auftaucht, vermag bei der Einfachheit der wenigen und niedrigen Baracken, aus denen es meistentheils besteht (siehe S. 83), ebenso wenig einen besonderen Reiz auf uns zu üben, wie die aus wenigen Holzschuppen zusammengesetzte

Station, an der wir etwa kurze Zeit verweilen, damit unsere Locomotive durch eine hier angebrachte primitive Vorrichtung den nöthigen Bedarf an Wasser erhalte. Möglicher Weise gewahren wir auch einen „Prairie-Schooner“, wie scherzweise die stark gebauten, mit einem weißen Leinwanddache versehenen Wagen genannt werden, deren sich früher allgemein die Emigranten bedienten und die auch jetzt noch von hausirenden Kaufleuten gebraucht werden. Wie das Kameel das Schiff der Wüste genannt wird, so kann man den Frachtwagen als Schiff der Prairien bezeichnen. Auch stoßen uns hie und da Wigwams der Indianer auf, oder niedere, äußerst einfach aus Holz gefertigte, in den Boden gesteckte Kreuze; sie bezeichnen die Stätten, unter denen die auf dem beschwerlichen Marsche Gestorbenen oder — wer wüßte es zu sagen — von den Rothhäuten Erschlagenen ruhen. Doch legen wir vielleicht Meile auf Meile zurück und Stunde verrinnt auf Stunde, ohne daß wir einem einzigen menschlichen Wesen begegnen.

Noch ehe irgend eines Weißen Fuß die westlichen Prairien betreten hatte, gab es dort Ansiedelungen nomadisirender Indianer. Solche vorübergehende Colonisten finden wir auch heute noch auf den Prairien; doch bilden sie die Ausnahme; denn die Mehrzahl der Rothhäute lebt gegenwärtig auf Reservationen, d. i. auf Ländereien, die ihnen entweder vertragsmäßig von den Vereinigten Staaten überwiesen wurden oder auf die man in Folge von glücklich geführten Kriegen ihre Niederlassung erzwang. Wenn sie diese genau abgegrenzten, stellenweise sehr fruchtbaren Gebiete verlassen und den Frieden und die Sicherheit der Weißen bedrohen, werden sie gestraft; so lange sie auf ihren Reservationen verweilen, sind sie in ihrem Leben und Eigenthum geschützt.

Die größte dieser Reservationen bildet das fast ausschließ-

lich einigen Stämmen der Rothhäute eingeräumte sogenannte Indianer Territorium (Indian Territory, vergleiche den achten Abschnitt). Im Staate Nebraska begegnen wir den vom Plattefluß durchzogenen Reservationen der Pawnees, ferner der Omahas am Missouri, der Otoes oder Ottos am Big Blue River, von denen die letztere im südlichen Theile an die Grenze von Kansas stößt. Im Staate Kansas liegt die große Reservation der Säcke und Füchse (Sacks und Foxes), im Territorium Dakota haben am Ostufer des Missouri die Sioux (sprich Sus mit langem, gedehntem u), Winnebagos und Yanktons ihre Reservationen, und in einem anderen Theile desselben Territoriums die Oponkas.

Unbegreiflich ist mir, daß diese Reservationen, von denen manche größer als deutsche Fürstenthümer sind und sehr fruchtbare Gebiete enthalten, hie und da von Schriftstellern als „Pferche“ bezeichnet werden, worunter man dem allgemeinen Sprachgebrauche gemäß eine Hürdenumzäunung zur Aufnahme von Vieh im Freien versteht.

Von Seiten der Weißen gingen die ersten Ansiedelungen in den westlichen Prairien von sogenannten Squatters aus, nämlich von Leuten, die sich an irgend einem ihnen zusagenden Platze niederließen, denselben ganz nach ihrem Gutdünken verwertheten und von ihm ohne Weiteres Besitz nahmen, obschon sie denselben weder kauften noch sich in irgend welcher Weise ein Besitzrecht auf ihn sicherten. Gar mancher gründete eine Familie und sein Fortkommen auf diese Weise, die gesetzlich so lange erlaubt ist, bis ein Anderer das Land rechtmäßig erwirbt; der Squatter hat jedoch das Vorkaufsrecht. Aber hiervon machte keineswegs Jeder Gebrauch. Wurde nach und nach die Gegend um ihn herum auch von Anderen besiedelt, so fühlte er sich hierdurch in sei-

ner unbändigen Freiheitsliebe beschränkt und verließ die von ihm bisher innegehabte Stätte.

Den Squattern kann man das Verdienst nicht abstreiten, daß sie wesentlich zur Verbreitung der Civilisation in der westlichen Wildniß beigetragen haben.

Später machte sich dann eine größere Zahl von Personen zugleich auf und gründete Colonien. Bereits gibt es auf den westlichen Prairien einzelne beinahe ausschließlich von Deutschen bewohnte Niederlassungen, deren größte Grand Island ist, im Hall Kreise des Staates Nebraska gelegen, nach einer sechzig Meilen langen und drei Meilen breiten im Plattefluß befindlichen, ursprünglich bewaldeten Insel genannt, die 150 Meilen westlich von Omaha entfernt ist. Die ersten Ansiedeler waren Schleswig-Holsteiner; sie brachen, wie Fr. Hedde berichtet, von Davenport am Mississippi, wo sie auch heute noch zahlreich vertreten sind und ich mit gar manchen nähere Bekanntschaft gemacht habe, dorthin im Jahre 1857 auf. Anfangs hatten sie mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sie aber, unerschrocken und unentmuthigt, rühmlichst besiegten. Ihre Lage verbesserte sich wesentlich, als sie ihre Erzeugnisse vortheilhaft an die nach Californien ziehenden Miner absetzen konnten. Wohin man auf Grand Island kommt, das auch heute noch vorzugsweise von Schleswig-Holsteinern bewohnt ist, gewahrt man blühende Farmen und erfährt die zuvorkommendste deutsche Gastfreundschaft. Auf Jeden, dessen Gefühl für edelere Regungen nicht gänzlich abgestorben ist, bringt es einen eigenthümlichen Eindruck hervor, auch auf der fernen Prairie mit den trauten Liedern seiner alten Heimath begrüßt zu werden. Alles hält hier zusammen und pflegt und fördert deutsches Gemüthsleben und deutsche Cultur.

Andere deutsche Colonien sind die an der Union-Pacific-

bahn gelegenen Orte Columbus (Süddeutsche und Schweizer) und Fremont (nach dem bekannten General John Charles Fremont genannt), von denen jener 92 und dieser 46 Meilen westlich von Omaha entfernt liegt. In dem unweit Columbus befindlichen Shell Creek-Thale ist eine recht gut gedeihende, etwa vierzehn Jahre alte oldenburgische Ansiedelung. Auch im Saline Kreise des Staates Nebraska, namentlich in der Umgebung von Crete, scheinen sich, sofern nicht alle Zeichen trügen, deutsche Ansiedelungen zu bilden.

Erwähnung verdient ferner die Union-Colonie, eine amerikanische Gesellschaft, der bereits eine Anzahl gut gedeihender Niederlassungen in der Nähe der die Städte Denver und Cheyenne verbindenden Eisenbahn ihre Entstehung verdanken. Der wichtigste Ort, den sie gründete, ist Greeley, 54 Meilen nördlich von Denver gelegen, am 4. Juli 1870 entstanden. Sie hat eine bedeutende Landfläche käuflich erworben und zählt unter ihren Mitgliedern eine Menge höchst achtbarer Personen, hauptsächlich Amerikaner.

An dieser Stelle müssen wir auch der in der neuesten Zeit gemachten Ansiedelungen deutscher Mennoniten im südwestlichen Kansas und zu beiden Seiten des Arkansasflusses gedenken. Diese Leute, bisher im südlichen Rußland ansässig, das sie, weil nach dem neuen Militärgesetze auch sie zur Wehrpflicht gezogen wurden, in großen Schaaren verließen, bestehen meist aus Ackerbauern; doch finden wir unter ihnen auch Handwerker der verschiedensten Art. Die Sekte ist sehr wohlhabend; es wird darauf gesehen, daß ihre Mitglieder arbeitsam und mäßig sind. Ihre Nahrung besteht vorwiegend aus Vegetabilien, wobei nebst Roggen und Mais das Sauerkraut eine große Rolle spielt. Gegenwärtig sind in Kansas schon über sechshundert Mennonitenfamilien an-

gesiedelt, die bereits viele Acker des bisher rohen Landes gepflügt und angebaut haben.

* * *

Die auf den Prairien des amerikanischen Westens liegenden Städte wurden entweder aus natürlichem Bedürfnisse, oder aus Rücksicht auf die Eisenbahn, oder aus Privatspeculation gebaut.

Früher, als keine Bahnen die Prairien durchzogen, als sich auf ihnen nur die von der Macht des Goldes angelockten, nach Californien wandernden Caravanen bewegten, die großentheils in eigenthümlich gebauten, theils von Ochsen, theils von Maulthieren und Pferden gezogenen Wagen (den S. 64 genannten Prairie-Schoonern), diese damals so trostlosen Gegenden unter unsäglichen Schwierigkeiten bereisten, war der Kern fast jeder Dorfschaft auf einen Hufschmied (black-smith) zurückzuführen. Diese mit vielseitigen, wenn auch nicht geradezu gründlichen Kenntnissen begabten Persönlichkeiten, für die Caravanen deshalb höchst wichtig, weil sie die Zug-, Last- und Reitthiere mit neuen Beschlägen versahen und größere an den Wagen entstandene Schäden wieder ausbesserten, ließen sich meistens an dem vielbesuchten Knotenpunkte zweier Straßen nieder. Die schönen Einnahmen, die sie erzielen, veranlassen aller Wahrscheinlichkeit nach einen Krämer, in der Nähe einen Laden, in Amerika store genannt, zu errichten, in welchem alles Mögliche durcheinander aufgestapelt ist. Wurde noch eine dritte oder gar eine vierte Person durch die Reize, die ein solcher Aufenthalt bot, zur Niederlassung bewogen, so errichtete sie meistens einen „Saloon", nämlich eine Trinkstube, in der für schweres Geld eine Art von Gift unter dem Namen Whiskey verkauft wurde.

In diesem Saloon wurde auch das „Postbureau" errichtet, meistens aus einem alten Cylinderhute oder einer Kiste bestehend, in der jeder seine frankirten Briefe ablagerte, die dann später, je nach ihrer Bestimmung, von den Caravanen bis zum nächsten wirklichen Postamte befördert oder auch den Expreßponyreitern übergeben wurden. Bald aber wurde ein Bureau von der Expreß-Gesellschaft Wells, Fargo & Co. errichtet, die überallhin mit größter Schnelligkeit und Sicherheit Briefe und Packete befördert. War nun auch noch ein Eiskeller errichtet und ein Billard aufgestellt, so waren alle Momente vorhanden, um eine Tausende von Einwohnern nach und nach zählende Stadt zu bilden, um so mehr, als sie einem natürlichen Bedürfnisse entsprang und in einer geographisch günstigen Lage sich befand.

* * *

Sobald aber die Prairien von Eisenbahnen durchzogen waren, äußerten gar manche Punkte derselben einen gewaltigen Einfluß auf die Gründung von menschlichen Niederlassungen und Ansiedelungen. Die Städte, die längs einer größeren Eisenbahnlinie entstehen, muß man in zwei große Gruppen scheiden, nämlich in solche, die nur ein vorübergehendes Dasein führen, und solche, die sich einer längeren Dauer zu erfreuen haben. In beiden Fällen behilft man sich Anfangs wie man kann. Da werden zunächst zu beiden Reihen der Schienen Leinwandzelte oder transportable Bretterbuden errichtet; finden sich zufällig gerade Wigwams der Indianer in der Nähe, so erwirbt man sie entweder gegen Geld oder Zucker oder ein paar Flaschen Whiskey von den Rothhäuten, fegt und kehrt sie aus und benützt sie dann als willkommene Wohnstätten. Meistens ist auch ein „Hotel"

vorhanden, bestehend aus drei bis vier großen Güterwagen, die als Speisesalon, Küche und Schlafzimmer dienen.

Aeußert aber ein solches Heerlager der vordringenden Civilisation, das fast immer am jeweiligen Endpunkte der Bahn zu finden ist, keine besondere Anziehung zu dauerndem Aufenthalte, so verschwindet es wieder spurlos mit dem Vorschreiten der Bahn; die Zelte und Bretterbuden werden abgeschlagen, auf die Wagen verladen und später im fernen Westen wieder aufgeschlagen. „Aber unter den Arbeitern, die am Bau der Bahn beschäftigt sind, ist gewöhnlich Einer," sagt Carl Hillebrand-Menin im Sonntagsblatt der New Yorker Staatszeitung vom 18. Januar 1874, „der ungefähr hundert Dollars Geld hat und das Arbeiten sehr sauer findet. Er entschließt sich daher, sich durch Handel und Speculation zu ernähren. Seine Arbeitsbrüder sind alle irischer Abkunft und lieben als solche den Whiskey über Alles, was Wunder also, daß er auf den Gedanken verfällt, einen Whiskeyshop anzulegen. Aber wie! mitten in der Wildniß, in der Prairie, in der kein Stein, kein Holz, nichts, auch gar nichts ist. Doch die Noth lehrt beten und eines Tages gräbt sich mein Irishman eine viereckige Höhle in die Erde, bedeckt diese mit Baumstämmen, die er sich auf der Bahn hat kommen lassen, wirft Erde darauf und nachdem er sich noch eine Thüre hergerichtet hat, ist der „Saloon" vollendet. Unterdessen ist auch der Whiskey, sind die Gläser und sonstiges Zubehör, das er sich bestellt hat, angekommen und eines Abends verkündet er seinen Landsleuten, daß von jetzt an das beliebte Nationalgetränk bei ihm zu haben ist. Gewöhnlich nennt er seinen Saloon nach irgend einem seiner Lieblingshelden, ist dieser nun Rinaldo Rinaldini, St. Patrick oder die Königin Victoria selbst, und ahnt wenig, daß er

nicht nur der Gründer, sondern auch der Täufer einer großen, vielleicht einer Weltstadt geworden ist.

Die Geschäfte, die der Irländer macht, sind ausgezeichnet, jeden Abend fließt das edele Getränk in Strömen und Greenback auf Greenback wandern in seine Tasche. Ein Engländer sieht es und denkt: was Der thut, kann ich auch, gräbt sich ebenfalls eine Höhle und etablirt einen Spiel- und Trink-Saloon. Auch er macht gute Geschäfte, und ein Yankee, der zufällig des Weges kommt und sich das bunte und wilde Treiben ansieht, bleibt gedankenvoll stehen und weiß bald, daß sich hier etwas machen läßt. Die Erdarbeiten der Bahn sind unterdessen so weit beendet, daß Schienen gelegt und Construktions-Trains mit dem nöthigen Baumaterial hin und herlaufen können. Der Yankee benutzt dies, läßt sich ein hölzernes Haus von Chicago kommen, schlägt es neben dem Whiskeyshop auf und der Bibelworte gedenkend: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", etablirt er ein sogenanntes „Private Lady boarding-house" und macht natürlich ebenfalls glänzende Geschäfte.

Um diese drei primitiven Häuser, die die drei größten Laster repräsentiren, baut sich nun, wie in der guten alten Zeit das Dörfchen um die Kirche, das Städtchen an, bestehend zunächst in einem merkwürdigen Conglomerate von Bretterhütten (Shanties), Erd- und Loghäusern, Zelten, einem Barackenlager nicht unähnlich. Mit Leichtigkeit könnte ein heftiger Windstoß diese luftigen Gebilde fortwehen oder ein starker Regenguß sie hinwegschwemmen, aber ihr gefährlichster Feind bleibt das Feuer, das, wenn die Luftströmung es begünstigt, alle diese Bauten innerhalb weniger Stunden in Asche verwandelt; gar mancher Bewohner schätzt sich dann glücklich, wenn er nur das nackte Leben retten kann. Solche Oertchen, deren ich mehrere längs der von der Pacific-

bahn durchzogenen Prairien fand, als ich diese wichtige Verkehrsader unmittelbar nach ihrer Vollendung bereiste, bezeichnen ihre weder gepflasterten noch beleuchteten Straßen nicht mit Namen, sondern nur mit Nummern, die aber, damit man später, wenn die Stadt sich ausdehnt, nicht in Verlegenheit gerathe, nie mit eins, sondern erst mit zwölf, ja sogar vierzehn beginnen. Aber schon geht man, während noch auf dem Papiere der Plan zu einer großartigen steinernen City-Hall (Rathhaus) ausgearbeitet wird, mit der Wahl der städtischen Beamten vor, schon sind die Straßen auf einige Meilen im Umkreise ausgelegt, schon durch Pfähle bezeichnet, obschon vorläufig nur etwa ein Farmerhäuschen, wie das nebenstehend abgebildete, zu sehen ist. Alles ist eben für die Zukunft berechnet, von der man sich große Dinge erwartet; Jeder, mag es ihm augenblicklich noch so schlecht ergehen, ist der besten Hoffnungen voll.

Solche nicht blos in der Zeit ihrer Entstehung, sondern oft noch lange nachher durchaus unfertigen Orte haben in mir oft unwillkürlich die Erinnerung an manche Lagerplätze der nomadischen Stämme wachgerufen, wie ich sie häufig während meiner Reisen im Innern Asien's angetroffen habe. Selbst nach Jahren können auf diese Weise entstandene amerikanische Städte, wenngleich in ihnen dann massive Häusergevierte vorhanden sind und sie mit öffentlichen Gebäuden prangen, die Spuren ihres Ursprungs keineswegs vollständig verwischen.

* * *



Amerikanische Farmerwohnung.

Mag aber auch eine solche Stadt Anfangs prosperiren: darüber, ob sie wirklich Bestand hat, kann man erst nach einer Reihe von Jahren Gewißheit erlangen. Gar manche junge Orte, scheinbar im besten Zuge sich zu entwickeln, sind

vollständig wiederum verschwunden, gar manche haben viel von ihrer früheren Bedeutung und Wichtigkeit verloren. Julesburg z. B., die einzige im Staate Colorado (dem jüngsten der Union) gelegene Station der Union-Pacificbahn, 377 Meilen westlich von Omaha, ein Ort, der einst sechstausend Einwohner zählte, besteht gegenwärtig nur noch aus einigen Häusern. Die wenigsten der Bewohner, die im Laufe der Zeit die Stadt verließen, verkauften ihre Häuser; da sie meistentheils doch nur aus Brettern erbaut waren, wurden sie abgeschlagen, auf die Eisenbahnwagen gepackt und bei Gründung anderer Städte wieder verwandt.

Cheyenne, mit dem Beinamen „Magic City", früher auch häufig das „Chicago der Prairien" genannt, 516 Meilen westlich von Omaha gelegen, wurde im Juli 1867 gegründet und hatte, als die Union-Pacificbahn hier endete, eine Bevölkerung von nahezu 10,000 Seelen, die jedoch im November 1869 bis auf die Zahl von 2000 zusammengeschmolzen war, über die sie sich gegenwärtig (Herbst 1875) nicht viel erhoben hat.

North Platte City, 291 Meilen westlich von Omaha, einst ein bedeutender Ort, an dem die nach Colorado und Neu-Meriko ziehenden Fuhrwerke mit Waaren beladen wurden, hat durch die Vollendung der Pacificbahn ihre Wichtigkeit und damit neun Zehntel ihrer ehemaligen Bevölkerung eingebüßt.

Andere Städte hingegen haben sich in fabelhafter Weise gehoben. Zu Anfang des Jahres 1869 war die in Colorado 5021 Fuß über dem Meere gelegene Stadt Denver ohne Gas, ohne Wasserleitung, ohne bedeutende Kaufläden, zählte kaum 5000 Einwohner und lag 106 Meilen von der nächsten Eisenbahnstation (Cheyenne in Wyoming) entfernt. Zur Zeit, als die letztere Stadt der Endpunkt der Union-Pacificbahn

war, fand von Denver aus eine allgemeine Einwanderung dorthin statt. Aus Denver wird nie etwas, „Denver has played out" hieß es damals allgemein. Wie aber steht es heute mit diesem Orte? Nicht blos ist die Bahn nach Cheyenne vollendet (sie ward im Juli 1870 eröffnet), sondern in Denver mündet auch die Kansas-Pacific, von ihr geht ferner aus die Denver und Rio Grande-Bahn, scherzweise, weil enggeleisig, die »Baby railroad« genannt, die nunmehr bis Pueblo (119 Meilen) fertig ist und überdies noch eine 45 Meilen lange Zweigbahn von Pueblo nach Canyon City hat. Nach allen Richtungen werden von Denver kleinere Bahnlinien gebaut und die Stadt ist daher jetzt schon der Mittelpunkt eines Verkehrs geworden, der von vielen der älteren Handelsstädte des Ostens kaum erreicht worden ist. Auch in dem bis jetzt auf den Prairien nur wenig gepflegten Gebiete der Industrie sind erfreuliche Fortschritte in Denver zu melden.

Gegenwärtig ist Denver, die „Hauptstadt der Ebenen", wie sie nunmehr genannt wird, mit Gas erleuchtet, hat eine über zwei Meilen lange Straßeneisenbahn, eine Zweigmünze der Vereinigten Staaten, erfreut sich einer Wasserleitung, enthält 14,000 Einwohner, besitzt eine Reihe stattlicher Häuser, eine Anzahl großer und eleganter Läden (stores), große Waarenlager, eine Menge von Gasthöfen und Kosthäusern aller Abstufungen. In Denver erscheinen mehrere Zeitungen in deutscher und englischer Sprache; gegen vierzig Aerzte und fünfzig Advokaten haben sich, in der sicheren Erwartung, ihr Auskommen zu finden, hier niedergelassen. Gar mancher Acker Land, der früher für zwanzig Dollar schwer verkäuflich war, wird heute mit fünfhundert Dollars bezahlt. Die Zukunft der Stadt ist außer allem Zweifel gesichert.

Uebrigens wird eine Reihe von Jahrzehnten verstreichen, ehe im amerikanischen Westen nur annähernd jene Stabili-

tät der Bevölkerung eintreten kann, wie wir sie in Europa im Allgemeinen gewohnt sind. Daß übrigens, in Deutschland wenigstens, noch in den letzten Decaden in dieser Beziehung einige bemerkenswerthe, unwillkürlich an amerikanische Zustände erinnernde Verhältnisse eingetreten sind, lehrt uns die Geschichte der Städte und Flecken Essen und Oberhausen in Rheinpreußen, Schalke in Westfalen, Antonienhütte, Kattowitz, Laurahütte, Beuthen und mancher anderer in Oberschlesien.

* * *

Ueber die Art und Weise, wie Städte durch Speculation entstehen, lasse ich J. J. Richter sprechen, dessen vortreffliche und wahrheitstreue „Bilder aus den Vereinigten Staaten" die weiteste Verbreitung verdienen. Richter sagt S. 139: „Das Verfahren der Speculanten in diesen Fällen ist sehr einfach. Alles im amerikanischen Leben ist Geschäft, und so ist es auch die Gründung neuer Städte. Wenn nun dabei die natürlichen Bedingungen, unter denen Städte zu entstehen und zu wachsen pflegen, mißverstanden oder außer Augen gesetzt werden und der Irrthum nachträglich sich herausstellt, so sind die Unternehmer eben „betrogene Betrüger". Man erwartet übrigens von Jedem, der in irgend einer Weise bei einem solchen Geschäfte sich betheiligt, daß er wisse, was er thut. Es werden also z. B. in einer Gegend, welche Aussichten auf ein gutes Geschäft dieser Art zu bieten scheint, eine Anzahl Acker Landes gekauft, in Bauplätze abgetheilt und eben so viele Actien geschaffen, zu deren Verkauf nun freilich Alles aufgeboten wird, was jemals der Handelsmann für erlaubt oder geboten halten mag, um seine Waare an den Mann zu bringen. Da werden prächtige Pläne, Karten, sowie Prospekte verfertigt

und in die Welt geschickt, begleitet von den lockendsten Beschreibungen. Da sieht man, wie die Stadt bei dem Ufer eines großen Stromes sich in regelmäßigen Quadraten ausbreitet; die Straßen, welche sie durchschneiden, führen die Namen der berühmtesten Männer der Neuzeit, wie Washington, Franklin, Lincoln, Humboldt u. a. Es fehlt weder an Schulen noch an Kirchen für jeden Glauben und für jede Sekte, noch an öffentlichen Parks oder Gärten; Eisenbahnen durchschneiden von einem großen Centralbahnhof im Mittelpunkte der Stadt aus dieselbe nach allen Punkten in der Ferne und in der Nähe und überschreiten auf Brücken den Strom. Die Stadt heißt vielleicht Neu-Babylon und die Gesellschaft, welche dieselbe zu gründen vorhat, heißt dann die Neu-Babylon Compagnie. Nun ist es zwar möglich, daß, durch Umstände begünstigt, die Stadt wirklich zu Stande kommt, obwohl nicht in dem großartigen Maßstabe des Planes; jedoch kommt es öfters vor, daß sie nach einem kurzen Bestande in ihr Nichts zurücksinkt und noch öfter, daß sie auf dem Papier stehen bleibt und der Käufer, welcher seinen Bauplatz zu sehen hinkommt, nur einige armselige Hütten oder auch gar keine Spur einer menschlichen Wohnung vorfindet. So war in den letzten Jahren vor Ausbruch des Bürgerkrieges die Gegend, welche auf der Grenze der Staaten Missouri und Kansas 125 Meilen weit vom Missouri durchströmt wird, ein reiches Feld für diese Art von Speculation, und von vierzehn Städten, welche dort nach den großartigsten Plänen entworfen und begonnen wurden, kamen in der That drei zu Stande und gelangten zur Bedeutung, nämlich Wyandotte, Leavenworth und Atchison."

Aus welcher der S. 68 genannten Ursachen auch auf den Prairien des amerikanischen Westens eine Stadt entstanden sein mag: von Luxus ist vorläufig in keiner solchen eine

Spur zu entdecken; selbst die bescheidensten Ansprüche an Comfort bleiben unerfüllt; man fand es z. B. ganz natürlich, daß ich zwei Nächte lang mit einem allerdings höchst achtbaren, mir aber bis dahin völlig unbekannten Manne in einem Bette schlief, weil der kleine Gasthof (boarding-house) des Ortes bereits mehr als besetzt war und man überhaupt in dem ganzen Oertchen kein weiteres Bett mehr aufzutreiben vermochte. Aber ungeachtet des Mangels aller gewohnten Annehmlichkeiten ist das Leben nichts weniger als billig; namentlich hat man sehr bedeutende Preise für Alles zu zahlen, was nur im Geringsten als Luxus betrachtet wird, wie Stiefelwichsen, Rasiren, Haarschneiden u. s. w. Die in den kleinen Orten vorhandenen Hotels, sie mögen die glänzendsten und verlockendsten Namen führen, sind durchgängig Anfangs beinahe schlechter eingerichtet, als die gewöhnlichsten Herbergen in Deutschland.

V.

Die Forts und Camps.

Noch ehe irgend eine Bahn durch die westlichen Prairien führte, hatten in den verschiedensten Theilen derselben Handelsgesellschaften zum Schutze ihrer zahlreichen Beamten und ihrer werthvollen Vorräthe eine Anzahl mehr oder minder befestigter Häuser erbaut; bald sah sich auch die Regierung der Vereinigten Staaten veranlaßt, die Mehrzahl dieser Gebäude anzukaufen und statt ihrer, theils aus politischen, theils aus weiter unten zu besprechenden Gründen, längs der sogenannten „Grenze" Forts zu erbauen oder militärische Lager (Camps) einzurichten. Unter „Grenze" verstand man jene Linie im Westen des Vereinigten Staatengebietes, bis zu der in größerem Maßstabe die Weißen vorgedrungen waren; an der Grenze befanden sich auch die Hauptstapelplätze der Pelzcompagnien, die mit den ihre Felle, Häute und Pelze zum Kauf oder Tausch gegen Waaren anbietenden Indianerstämmen einen lebhaften und lohnenden Handel betrieben.

Heutzutage, wo Eisenbahnen die entferntesten Theile der nordamerikanischen Union mit einander verbinden, wo sich überall größere oder kleinere Ansiedelungen der Weißen vorfinden, wo überhaupt das ganze große Gebiet des amerikanischen Westens der Cultur zugänglich ist, gibt es keine „Grenze" mehr, die von jeher eine äußerst bewegliche, stets nach Westen

vordringende Schranke bildete; diese zu beschützen war Aufgabe der Forts und Lager. Sie wurden im Laufe der Zeit entweder vermehrt oder weiter nach dem Westen geschoben, als die Entdeckung des Goldes Tausende auf ihrem Wege dorthin durch die Prairien führte, als auf letzteren allmählich mehrere Ansiedelungen entstanden, als man mit dem Bauen von Bahnen auf denselben vorging. Auch gaben die verschiedenen Indianerstämmen eingeräumten Reservationen (siehe S. 64) wiederholt Veranlassung zur Erbauung von Forts in deren Nähe; ja einige wurden sogar zum großen Aerger der Rothhäute in den Reservationen selbst angelegt.

Die Besatzung eines Forts oder Lagers ist je nach der Bedeutung der Gegend, der Nähe oder Größe von Reservationen sehr verschiedenartig, vorwiegend jedoch klein; sie enthält auch stets einige wenige Civilpersonen, wie den Arzt, den Proviantmeister, zuweilen auch den Indianer-Agenten. Vorzugsweise wird Cavallerie zur Besatzung verwendet; denn Infanterie ist auf den weiten Prairien, wo man sie scherzweise „Fußläufer" nennt, fast gar nicht zu gebrauchen. Damit nun keine falschen Auffassungen entstehen, wenn man irgendwo liest, daß in einem Fort drei oder vier Compagnien liegen, muß ich erwähnen, daß gegenwärtig (Juli 1875) einem Congreßbeschluß zufolge die Stärke der Infanterie-Compagnien der amerikanischen Armee vierzig Mann (mit einem Hauptmann und zwei Lieutenants) nicht übersteigen darf.

Die sogenannten „Lager" sind niemals befestigt; auch wäre in einer argen Täuschung befangen, der annähme, es seien die „Forts" nach allen Regeln der Kriegskunst angelegt. Befestigungen im strengen Sinne des Wortes sind nirgends vorhanden, nur hie und da eine Art von Brustwehr in besonders gefährlichen, Indianerüberfällen ausgesetzten Gegenden. Da

trifft man zuweilen zwanzig und selbst dreißig Fuß hohe starke Pfähle (pickets), die fest in den Boden eingerammelt, palisadenartig die Wohngebäude umgeben. Um das Uebersteigen der Pfähle zu erschweren, hat man sie oben zuweilen mit kleinen spanischen Reitern versehen. Auch finden wir wohl hie und da ein geräumiges Blockhaus, das in seinem unteren Raum eine Feldschlange enthält und oben mit Schießlöchern versehen ist. Etliche der einsam gelegenen Stationen, die auf den größeren, die Prairien vor Eröffnung einer Bahn durchziehenden, von Postkutschen (stages) befahrenen Straßen von den Eigenthümern der betreffenden Postlinien behufs Pferdewechsels errichtet worden waren und die aus einfachen Holzhäusern, Stallungen und Scheunen bestanden, hatten, um Ueberfälle der Indianer erfolgreich abwehren zu können, bessere Befestigungen angelegt, als sie in manchem militärischen Camp oder sogar Fort anzutreffen ist. Denn im Allgemeinen besteht ein Fort aus einer mehr oder minder großen Anzahl äußerst einfacher Häuser und Baracken, die entweder aus Holz oder Adobes, nämlich in der Sonne getrockneten Ziegeln, erbaut werden und oft kaum mehr Schutz gewähren, als ein ordentliches Zelt. Diese Wohnstätten, unter denen sich auch ein Lazareth und ein Eishaus befindet — letzteres ist dem Amerikaner kein Luxus, sondern ein Bedürfniß, — sind nach einem ganz bestimmten System aufgestellt, so zwar, daß sie meistentheils ein weites Rechteck bilden. In der Mitte dieses freien und großen von den Gebäuden begrenzten Raumes, der als Exercier- und Versammlungsplatz dient, steht ein hoher Flaggenstock mit dem amerikanischen Sternenbanner; er ziert also nicht, wie dies im Allgemeinen bei europäischen Völkern der Fall ist, das Quartier des Commandirenden. Man erblickt überall große Sauberkeit und militärische Ordnung und wird zuweilen durch die behag-

liche Einrichtung des Innern der von Außen sehr anspruchslos sich ausnehmenden Gebäude überrascht.

Die Erbauung dieser, von bewohnten Gegenden oft weit entfernten Forts war natürlich oft eine sehr kostspielige; die Errichtung des Forts Larned am Arkansas (im südlichen Kansas) belief sich auf anderthalb Millionen Dollars; nicht viel billiger waren Fort Riley, Fort Union und andere mehr; am theuersten dürfte wohl das allerdings sehr große, gleichsam eine Stadt für sich bildende, im Jahre 1827 erbaute Fort Leavenworth am Missouri gewesen sein. Riesige Summen verschlangen ferner die auf schlechten Wegen und aus weiter Ferne zu bewerkstelligenden Transporte der Munition, des Proviants, des Brennholzes und anderer nöthigen Bedürfnisse. Wie bedeutend dieselben sind, mag man aus der Thatsache ersehen, daß im Jahre 1864 vom obengenannten Fort Leavenworth 208,000 Centner Fracht an Regierungseigenthum nach den verschiedenen westlichen Forts abgingen. Zum Transport hiefür wurden verwandt: 3000 Wagen mit 36,000 Stück Rindern (zumeist Ochsen) und 800 Wagen mit 3000 Stück Maulthieren und Pferden. Mit vollem Rechte ward wiederholt darauf hingewiesen, daß man viele, viele Meilen höchst wichtiger Eisenbahnen für das von den Forts verschlungene Geld erbauen könne. Wie viele Tausende von Dollars sind ferner nicht auf unrechtmäßige Weise von manchen gewissenlosen Menschen erworben worden, die irgendwie mit einem solchen Fort oder dessen Verproviantirung zu thuen hatten?

Aber wenngleich die in den Forts und Camps befindlichen schwachen Besatzungen natürlich nicht jeden Raub- oder Mordanfall abwenden konnten, der von den Indianern gegen einzelne harmlose Wanderer, kleinere oder größere Caravanen oder abgelegene Ansiedelungen der Weißen verübt wurde, so

haben sie sich dennoch in hohem Grade nützlich erwiesen. Ihre schwierige Aufgabe, die Umgegend auf so und so viele Meilen zu beschützen, die militärischen Proviant- und Munitionscolonnen und die für die Indianer bestimmten Waaren und Güter vor Plünderung, die fahrenden und reitenden Posten vor Beschädigung zu wahren, wissenschaftliche Reisende oder Eisenbahningenieure mit der nöthigen Escorte zu versehen, Truppen im Falle der Noth und Gefahr schnell an den bedrohten Ort zu entsenden, haben die Forts, die in den Augen mancher Amerikaner freilich mit vollstem Unrecht als militärische Zwingburgen gelten, mehr als einmal in rühmenswerther Weise erfüllt. Daher herrscht in den in ihrer Nähe befindlichen Ansiedelungen ein gerechtfertigtes Gefühl der Sicherheit, dessen sich in gleichem Maße andere Bewohner der Prairien keineswegs bis jetzt zu erfreuen haben. In neuerer Zeit tragen sie auch nicht wenig zum Schutz der Bahnen und zur Sicherheit der auf ihnen sich bewegenden Reisenden bei.

* *
*

Früher, wo die Communicationswege äußerst mangelhafte und ungenügende waren, hatte die Besatzung eines solchen Forts gar nicht selten großen Entbehrungen sich auszusetzen, weil die Lebensmittel und überhaupt der Proviant nicht immer rechtzeitig eintrafen und die Jagd hie und da nur geringe Ausbeute lieferte. In dieser Hinsicht berichtet der am 3. Juli 1867 verstorbene Prinz Maximilian zu Wied, der sich zwischen 8. Nov. 1833 und 14. April 1834 in dem am oberen Missouri gelegenen Fort Clarke aufhielt, in seinem Werke „Reise in das Innere Nordamerika“ (Band II, S. 311) Folgendes:

„Am 11. März 1834 empfand ich die ersten Spuren einer Unpäßlichkeit, welche täglich zunahm und mich bald gänzlich auf mein Lager bannte. Auch die übrigen Bewohner des Forts befanden sich abwechselnd unwohl. Der Kaffee mußte, um zu öconomisiren, höchst kraftlos gemacht werden; statt Zucker und Melasse hatten wir nur noch zwanzig Pfund Honig, womit man den ersteren versüßte. Unser Getränk war Flußwasser, und da auch die Bohnen schon sehr sparsam waren, so bestand unsere Nahrung beinahe ausschließlich im Mais, der in Wasser abgekocht wurde, wodurch unsere Verdauung geschwächt war."

Nicht minder traurig sah es damals in dem flußabwärts gelegenen Fort Pierre aus, wie sich aus folgender Schilderung unseres obengenannten Gewährsmanns ergibt (Band II, S. 323). „Hier war jetzt auch großer Mangel an frischen Lebensmitteln, da auch hier in der Gegend während des ganzen Winters die Bisonten (Büffel) gefehlt hatten, und die Bemannung des Forts, sowie auch die anwesende indianische Bevölkerung zahlreich war. Für seinen Tisch von zehn bis zwölf Personen hatte Herr Laidlow gewöhnlich Hunde von den Indianern gekauft, jedoch diese waren jetzt auch schon selten und sehr theuer geworden. Den heute für unser Mittagessen bestimmten Hund mußte man mit zwölf Dollars (51 Mark) bezahlen."

Auch heute noch betrachtet man nicht mit Unrecht diese bis jetzt so nützlichen und nothwendigen Forts und Camps als Verbannungsorte für das Militär. Denn vor Eröffnung von Bahnen war das Leben daselbst für Officiere wie für Soldaten während Monaten ein geradezu trostloses, und auch heute noch ist es ein überaus trauriges. „Im Bahnhofe zu Cheyenne" (an der Union-Pacificbahn, einem S. 46 meines Buches: „Die Pacificeisenbahn" geschilderten Orte),

erzählt Alexander Freiherr von Hübner (Ein Spaziergang um die Welt, Band I, S. 109), „sahen wir mehrere Officiere des drei (englische) Meilen entlegenen Fort Russell. Sie kamen mit ihren Damen in stark gebauten, wohl bespannten Wagen angefahren, um den Zug zu sehen und sich während einiger Minuten an dem Anblick der Civilisation zu erquicken. Eine Vision, die alsbald zerfließt, aber nebst der Büffeljagd ihre einzige Zerstreuung bildet. Was für ein Leben! Man schaue um sich! Allenthalben die Wildniß! Wir sind jetzt (Anfangs Juni) in der schönen Jahreszeit, und dennoch nichts als Sand, getrockneter Koth, graues Gras vom vorigen Jahre; hie und da ein wenig frisches Grün. Wie wird die Gegend im Sommer aussehen? Ihm folgt alsbald der strenge Winter. Und diese Herren, Männer von Bildung, von den feinsten Sitten, gewohnt an den Ueberfluß und den Luxus der atlantischen Städte, verbringen die schönsten Jahre ihres Lebens in dieser grauenhaften Einöde, im Umgange mit Wilden und Rowdies. Sie sind, das ist wahr, gut besoldet, aber die reichliche Löhnung fesselt sie gewiß nicht an den Dienst. Wer in Amerika Geld machen will, wird nicht Soldat. Nein, Pflichtgefühl und die Lust an ihrem Stande hält sie unter den Fahnen. Wie schön! Wie schön auch, daß sie Frauen finden, muthig und hingebend genug, um ihre Verbannung zu theilen."

Zur Winterszeit ist manche Besatzung oft wochenlang von der civilisirten Menschheit geradezu abgeschlossen. Sehnsüchtig werden Nachrichten von der Außenwelt erwartet; die Ankunft der Post ist ein wichtiges Ereigniß und ruft stets große Aufregung hervor. „Civilpersonen, Officiere und Gemeine", sagt Balduin Möllhausen Band I, S. 139 seiner „Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's", „drängen sich nach der Stelle hin, wo Briefe und Zeitungen ausgetheilt

werden, und selbst Diejenigen, die nichts an ihre eigene Adresse erwarten oder auch zufällig leer ausgehen, finden dort Gelegenheit, ihre Neugierde zu befriedigen, indem der Eine oder der Andere, den das Glück mit einer größeren Anzahl von Zeitungen bedacht hat, immer gern bereit ist, von seinen Schätzen mitzutheilen."

Selbst während der schönen Jahreszeit bietet die öde, baum- und schattenlose Prairie, in der nur Indianer und Wild umherstreifen, gar wenig Gelegenheit zur Erholung und Erfrischung des Geistes und Stärkung des Gemüthes; eine aufregende und ermüdende, aber der herumschweifenden und raubgierigen Indianer wegen keineswegs gefahrlose Jagd, ferner Wettrennen, die hie und da veranstaltet werden, bringen allein etwas Abwechslung in das überaus einförmige Leben. Da den Officieren nur ein bestimmtes, keineswegs sehr großes Gewicht an Gepäck frei transportirt wird, so sehen sie sich oft genöthigt, ihre Bibliothek auf ein sehr bescheidenes Maß zu beschränken; Gesuche um Freitransport einer größeren Anzahl von Büchern wurden fast stets abschläglich beschieden. Glücklicher in freilich einer anderen Beziehung erging es einem Officier, der zwei ziemlich große Fäßchen des besten Whiskey mitzunehmen wünschte und in seinem an den Quartiermeister gerichteten, nicht erfolglosen Gesuche die Worte eingeflochten hatte: „Mein Whiskey ist so ungewöhnlich gut, daß ich mir gestatte, Ihnen ein Paar Flaschen gleichzeitig zu übersenden; Sie werden beim Probiren die Gefühle ermessen können, die ich empfinden müßte, falls ich genöthigt wäre, diesen herrlichen Stoff zurückzulassen."

* * *

Die nicht sowohl aus Amerikanern, als vielmehr vorwiegend aus Irländern, Polen, Italienern und hie und da etlichen Deutschen bestehenden Soldaten fühlen sich ungeachtet milder und nachsichtiger Behandlung und reichlicher und, sofern nicht unvorhergesehene Umstände eintreten, vorzüglicher Verpflegung unglücklich; sie sehen sich ausschließlich auf sich allein angewiesen; die Officiere halten sich von ihnen durchaus ferne, was entschieden sehr zu beklagen ist, da es ihnen leicht sein würde, einen veredelnden Einfluß auf die Unterhaltungen und Vergnügungen ihrer Untergebenen zu äußern. Die Soldaten wissen um so weniger ihre viele freie Zeit hinzubringen, als der militärische Dienst in der Vereinigten Staaten-Armee keineswegs ein so strammer wie in den Heeren europäischer Nationen ist. Werden sie auch hie und da zu Arbeiten verwendet, die, wie Landbau und innere Verbesserung des Forts, nicht rein-militärischer Art sind und für die sie besondere Vergütung erhalten, so kämpfen sie doch fast allgemein gegen die tödtlichste Langeweile an, der eine Anzahl durch Desertion zu entgehen hofft, während sie die überwiegende Mehrheit durch einen übermäßigen Genuß von Spirituosen besiegen zu können vermeint. In dieser Hinsicht erzählt Balduin Möllhausen (Reisen in die Felsengebirge, Band II, S. 264), als er sich in dem bei Albuquerque in New Mexico befindlichen Fort Vigilance aufhielt: „Die Nähe der Stadt mit ihren Trinkstuben gereichte uns in mancher Beziehung zum Aerger, denn zu jeder Zeit des Tages fand man im Lager betrunkene Soldaten, welche auf geräuschvolle Weise mit einander haderten, und uns besonders dadurch belästigten, daß sie uns beständig Geld abborgten. Anfangs willfahrten wir ihren Wünschen, als wir aber bemerkten, daß sie ihre Decken und sonstigen Gegenstände an die Mexikaner für Whiskey verhandelten und vertauschten, blieben wir taub

gegen die Bitten und Versprechungen dieser leichtsinnigen Gesellen, und zwar zu unserem eigenen Vortheil, denn von dem, was wir schon geliehen hatten, und was sich zusammen auf eine namhafte Summe belief, erhielten wir nie etwas wieder. Auch an die betrunkenen Soldaten gewöhnten wir uns, und um so leichter, als wir unser kleines Lager etwas abgesondert von dem ihrigen aufgeschlagen hatten, und sie auf's Bestimmteste anwiesen, sich fern von uns zu halten."

Manche der Leute, namentlich ältere, die bereits viele Jahre ihres Lebens in solchen Stationen zubrachten, haben Interessantes erlebt und wissen es spannend und anregend, oft natürlich mit großen Ausschmückungen, wieder zu erzählen.

* * *

Nicht wenige dieser Forts und Lager sind nunmehr, da die bei ihrer Gründung maßgebende Ursache nicht mehr vorhanden ist, aufgegeben worden. Meistentheils überließ man, nachdem die abziehende Besatzung alles Bewegliche mitgenommen hatte, die Zerstörung der Forts den in ihrer Nähe hausenden Indianern und den vorüberreisenden Caravanen. Diese rissen das Gebälk heraus, benützten es als willkommenes Brennmaterial oder zu sonstigen Zwecken und stellten es den Winden und Stürmen anheim, die ihrer Stützen beraubten einfachen Mauern niederzulegen. Daß diese die ihnen zugemuthete Arbeit leicht verrichten konnten, haben wir aus den Mittheilungen über das Klima (Abschnitt II) ersehen.

Bei stärkerer Besiedelung und Bebauung der westlichen Prairien, bei zunehmender Bevölkerung, die dann kräftig genug ist, sich selbst zu schützen, werden die auf diesen Gegen-

den zur Zeit vorhandenen Forts als völlig unnütz verlassen werden; manche werden ihrer günstigen Lage wegen zweifelsohne den Kern zu Städten abgeben.

Die westlich von den Prairien in den Felsengebirgen gelegenen Forts werden wohl noch geraume Zeit fortbestehen müssen; aber schon durch die Aufhebung solcher militärischer Posten auf den Prairien würden der amerikanischen Union die für ihre Unterhaltung nöthigen, sehr erheblichen Geldsummen erspart werden. Auch wird dann die Möglichkeit geboten, die in den letzten Jahren schon um mehrere Tausend Mann reducirte Militärmacht noch um ein Bedeutendes zu verringern.

VI.

Sociale Zustände der Weißen.

Im vorliegenden Abschnitte wollen wir das Leben und Treiben, die Sitten und Gebräuche, mit einem Worte die socialen Zustände der Menschen, und zwar ausschließlich der Weißen kennen lernen, die sich in den auf den Prairien des amerikanischen Westens erbauten Orten und Städten aufhalten, nachdem in den beiden vorhergehenden Abschnitten bereits der socialen Verhältnisse in den schon längere Zeit bestehenden Niederlassungen und Forts gedacht wurde.

Anfangs ist die Bevölkerung eines neu entstehenden Ortes in hohem Grade merkwürdig; denn sie besteht aus einer zusammengewürfelten Masse von Menschen jeglicher Abstammung und jeglichen Charakters, aus einem wunderbaren Gemische der verschiedenartigsten Elemente, unter denen jedoch weitaus vorwiegend die schlimmen vertreten sind. Welch phantastischen Anzügen begegnen wir nicht! In ihnen stecken, theils offen, theils verborgen, Revolver oder Bowiemesser und Dolche; denn eine Waffe irgend einer Art führt fast Jeder bei sich, weil hier vorläufig ein anderswo glücklicher Weise unbekannter, ganz eigenthümlicher „Faust- und Gewaltcomment“ herrscht, der zwar auch sein Anziehendes haben mag, dessen genaue Kenntniß aber gar Mancher sich im wahren

Sinne des Wortes „blutig“ erkaufen muß. Wie auffallend ist das Aeußere dieser Leute meistentheils beschaffen! Welche Gestalten, welche Physiognomien! Welch interessante Studien böten sie einem gewiegten deutschen Polizeibeamten! Woher sie kommen, was sie früher getrieben haben, wovon sie sich ernähren, — wer weiß dies anzugeben? Aber instinktiv sucht der Gebildete und Gesittete jede nähere Berührung mit ihnen zu vermeiden; er ist erstaunt über die Prahlereien, Flüche und Schimpfreden, mit denen diese Menschen ihm zu imponiren glauben. Frauen und Kinder sieht man fast gar nicht; aber das verworfenste männliche Gesindel aus dem weiten, weiten Gebiete der Vereinigten Staaten findet sich hier zusammen. »Birds of a feather fly together«, sagt in dieser Hinsicht treffend ein amerikanisches Sprichwort.

Raub und Mord sind tägliche Vorkommnisse; jeden Morgen wird ein Mensch zum Frühstück verspeist, wie man sich auszudrücken pflegt, da aller Wahrscheinlichkeit nach in der verflossenen Nacht irgend Jemand erschossen oder erstochen worden ist. Denn wie gesagt, es wimmelt zunächst von Strolchen, Hochstaplern, desparaten Charakteren, falschen Spielern, Glücksrittern und Abenteurern der gefährlichsten Art; eine Masse von Menschen finden sich hier ein, deren Schild der Ehre arg mit Flecken aller Art überzogen ist; eine Unzahl von Heimathlosen und von problematischen und catilinarischen Existenzen, sowie gar Manche, die für immer darauf verzichtet haben, den Besten ihrer Zeit beigesellt zu werden, — mit einem Worte, eine Menschenklasse, die man in Amerika als Rowdies, Desperados, Loafers, Hoodlums und Border-Ruffians bezeichnet, geben sich hier gleichsam wie auf Verabredung ein Stelldichein, in der Hoffnung, in der einen oder anderen Art, sei es auf redliche, sei es auf unehrliche Weise, Geld zu verdienen.

Ein lohnendes Feld für ihre vorzugsweise auf die ungesetzmäßige Ausbeutung ihrer Mitmenschen berechnete Thätigkeit bieten ihnen die zahlreich vorhandenen, oft nicht ohne Eleganz eingerichteten Trink- und Spielhöllen, von denen sich eine an die andere reiht. Welches Gift wird hier unter dem Namen Whiskey verkauft! Wie geht's in den Spiellokalen zu! Wie der Indianer dem Weißen, der ihm unvorsichtig naht, die Kopfhaut, so nehmen ihm hier die routinirten Spieler, wenn er in ihr Garn geräth, all sein baares Geld ab. Fast allgemein wird unter dem Namen „Monte" das in einzelnen Theilen Deutschland's „als Kümmelblättchen" bekannte Hazard gespielt, zu dessen erfolgreicher (will sagen, betrügerischer) Durchführung es von Seiten des Bankhalters einer nicht geringen Fingerfertigkeit bedarf. Hier ist auch die Stätte, von der vorzugsweise aus Streit, Raufereien und blutige Gewaltthaten, wie Schießereien und Stechereien hervorgehen. Wer bei solchen Anläßen nur die geringste Bewegung macht, die vermuthen läßt, daß er eine Waffe ziehen wolle, den kann nicht nur sein Gegner, sondern auch irgend ein Anderer, der schneller als er seinen Revolver zur Hand hat, sofort niederschießen; jedes amerikanische Geschworenengericht würde ihn unter der Voraussetzung, daß er im Zustande der Selbstvertheidigung gehandelt habe, freisprechen. „Selbst Säuglinge an der Mutter Brust werden oft von verirrten Kugeln getroffen" — bemerkt Carl Hillebrand-Menin.

Wenn ein Mann öffentlich sagt, er würde einen Andern erschießen, so muß er sein Vorhaben entweder sofort ausführen oder schleunigst den Ort, wo er diese Aeußerung that, verlassen; denn der Bedrohte hat das Recht, ihn ungestraft zu tödten; keine Jury würde ihn schuldig finden und kein Richter ihn verurtheilen.

Recht bezeichnend ist auch folgende Bekanntmachung, die ich an der Thüre eines kleines Gasthofes an einem Orte, dessen Name mir leider entfallen ist, angeschlagen fand:

„Dieses Hotel ist wegen einer Zwistigkeit zwischen dem Eigenthümer und Koch geschlossen; dieselbe ist zwar durch Pistolen geordnet, hat jedoch den Eigenthümer unter das Gras und den Koch hinter Schloß und Riegel gebracht."

Man würde es, wollte man nur nach den ersten Eindrücken urtheilen, für unmöglich halten, daß die Bewohner eines solchen Ortes jemals den Grad der Civilisation erreichen werden, wie wir ihn in den östlichen, schon längere Zeit bestehenden amerikanischen Städten finden, wüßte man nicht, daß früher eine Zeit lang der Ohiofluß und der untere Mississippi der Schauplatz ganz ähnlicher Vorgänge waren, wie die eben geschilderten, erinnerte man sich nicht, daß auch die Bewohner von Ohio, Illinois, Missouri und Jowa noch vor vierzig oder fünfzig Jahren denselben Culturkämpfen, wenn auch in weit kleinerem Maßstabe ausgesetzt waren, wie die Mehrzahl der gegenwärtigen Bewohner der noch so wenig bevölkerten westlichen Prairien. Wie ging es seiner Zeit in Vicksburg am Mississippi zu, bis endlich die gutgesinnte und friedliebende Bevölkerung sich aufraffte, eine Anzahl dieser Missethäter halbtodt peitschte oder in Säcke steckte und in den Fluß warf oder sie aufhängte. Was von dem Gesindel einem solchen Schicksal entging, flüchtete nach Texas, das ebenfalls eine zeitlang von ihm geradezu terrorisirt wurde.

Doch wäre in einem Irrthum befangen, wer sich unter den Rowdies und Loafers absolut schlechte, im Laster und Verbrechen verharrende Menschen vorstellte; es sind eben Abenteurer, die unter anderen Verhältnissen die ihnen innewohnende Thatkraft für bessere Zwecke verwerthen, aber des sittlichen Ernstes entbehren und gar zu leicht wieder bei ge-

ringster Gelegenheit die Bahn des Lasters betreten; es sind Menschen, die edeler Eigenschaften keineswegs entbehrend, wiederholt überraschende Beweise von Wohlwollen und Herzensgüte gegeben haben. Gar manche dieser Leute mögen eine sorgfältige Erziehung genossen haben — Achtung vor höherer Bildung findet man bei Vielen von ihnen — und einst in verhältnißmäßig guten Stellungen gewesen sein, die sie aber bei ihrer Unlust zu einer geregelten Thätigkeit, in Vertrauen auf ihren Muth und Gesundheit, in der Freude an Abenteuern verließen, um nach dem Westen aufzubrechen, wo sich durch das Zusammentreffen solcher Charaktere gar eigenthümliche Zustände ausbilden mußten.

Welche anarchische Zustände unter diesen Menschen herrschten, unter denen freilich gar viele immer »Enfants perdus« der Civilisation wurden, lehrt uns die nähere Untersuchung einer an neuen Orten befindlichen Begräbnißstätte. So weist die an der Union-Pacificbahn in Colorado gelegene Stadt Julesburg einen Friedhof auf, der meines Wissens bis jetzt in der ganzen Welt, in der civilisirten sowohl als in der uncivilisirten, einzig und unübertroffen dasteht. Auf diesem Friedhofe befanden sich im Jahre 1868 vierundsiebzig Gräber, in denen jedoch nur drei Menschen schlummerten, die eines natürlichen Todes verblichen waren; die in den anderen Gräbern Ruhenden waren theils gelyncht, theils bei Raufereien erschossen oder erstochen worden, theils hatten sie sich selbst umgebracht; sie starben, wie man auf den Prairien des amerikanischen Westens sehr treffend diese dort nicht ganz seltene Kategorie von Todten zu bezeichnen pflegt, nicht in ihren Betten, sondern sie starben in ihren Stiefeln.

* * *

Bald jedoch findet die bessere Bevölkerung, deren ursprünglich geringe Zahl von Woche zu Woche durch Zuzug aus den östlichen Staaten vermehrt wird, Mittel und Wege, dem wilden und gesetzlosen Treiben der in ihrer Mitte weilenden Unholde ein Ende zu bereiten. Ein neuer Tag bricht an und mit ihm beginnt ein neues Leben. Ganz im Geheimen bildet sich ein aus geachteten und einflußreichen Männern bestehender Ueberwachungs- oder Sicherheitsausschuß »a vigilance committee«, der bei nur einigermaßen festem Auftreten dem Lynchgesetze Geltung verschafft, Ruhe und Ordnung aufrecht erhält und die Schuldigen mit unerbittlicher Strenge straft. Unverträgliche Charaktere, händel-, zank- und streitsuchende Individuen werden von den Mitgliedern dieses Ausschusses, die man ursprünglich „Regulatoren" nannte, die jedoch keineswegs allgemein bekannt sind, sondern nach Art der früheren Vehmgerichte ihre segenbringende Thätigkeit vielfach in geheimnißvolles Dunkel hüllen, ausgewiesen, Diebe, Mörder, Räuber und ähnliches Gelichter müssen, wie man sich ausdrückt, „die große Tour machen", oder mit anderen Worten, sie werden ohne weitere Umstände kunstgerecht gehängt. Uebrigens mag es ängstlichen Gemüthern und zartbesaiteten Damen, die dies lesen, zur Beruhigung dienen, daß bis jetzt auf den westlichen Prairien keiner durch ein Lynchgericht gehängt wurde, der nicht mit Fug und Recht zweifach den Galgen verdient hätte. In den auf den Prairien erscheinenden Zeitungen findet man zuweilen eine Lynchhinrichtung in folgender zartsinniger Weise beschrieben:

„Der in unserer Stadt als falscher Spieler und Raufbold wohlbekannte Herr N. N. ist seit gestern auf eine mysteriöse Weise verschwunden. Man sah ihn zuletzt unter einem Baume stehen und bemerkte in seiner Nähe mehrere unserer angesehensten Mitbürger, die kräftigst an einem Seile zogen."

Der Fall, daß ein Mann, dem die Lyncher bereits den Strick um den Hals gelegt haben, nicht gehängt, sondern gegen das feierliche Versprechen, den Ort nie wieder zu betreten, laufen gelassen wird, kömmt außerordentlich selten vor und verfällt dem allgemeinen Tadel.

Lynchhinrichtungen in den Staaten Amerika's, die östlich vom Missouri liegen, halte ich für einen höchst beklagenswerthen Ausnahmezustand, mit dessen Beseitigung die Behörden um so weniger zögern sollten, als hier mehr als einmal ein vollständig Unschuldiger den Tod erlitt; aber westlich vom Missouri sind sie zur Zeit eine vollkommen gerechtfertigte Eigenthümlichkeit, die nachweislich die besten und wohlthätigsten Folgen gehabt hat. Hie und da sind sie eine absolute Nothwendigkeit, da ja Monate verstreichen müssen, ehe in einer solchen, gleichsam über Nacht entstehenden Stadt in gesetzlicher Weise eine Organisation der Behörden vorgenommen werden kann. So fand die erste gesetzmäßige Hinrichtung im ganzen Territorium Wyoming erst am 21. April 1871 zu Cheyenne statt, nachdem in diesem im Juli 1867 gegründeten Orte sicher ein Dutzend Menschen lynchgerichtlich abgeurtheilt war.

Zu berücksichtigen ist ferner, daß es Anfangs an einem Gefängnisse fehlt; hat man aber allenfalls irgendwo ein aus dünnen Brettern bestehendes Häuschen zu einem solchen Zwecke provisorisch eingerichtet, so ist es von einer solchen Beschaffenheit, daß es einem verwegenen Menschen eine Leichtigkeit ist, aus ihm zu entkommen. Ist doch selbst aus dem ganz solid gebauten Gefängniß zu Denver eine große Anzahl Gefangener Anfangs August 1875 entsprungen. Wollte man in hergebrachter, durchaus gesetzlicher Weise verfahren und den Verbrecher seinem rechtmäßigen Richter überliefern, so würde man mit dem Schurken eine Reise von vielleicht

hunderten von Meilen machen müssen, die ihm mehr als ein=mal, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, Gelegenheit zum Entrinnen böte.

Ein energisches Auftreten des Sicherheitsausschusses bringt in die Hallunken und das mit ihnen im Geheimen vielleicht sympathisirende Gesindel einen heilsamen Schreck; sie beginnen entweder ein neues Leben, oder, wenn sie das nicht wollen und zur Einsicht gelangen, daß hier kein Feld mehr für ihre Thätigkeit sei, verlassen sie dasselbe wie Ratten ein sinkendes Schiff und verlieren sich in einen andern Theil der weiten Prairien, wo sie ihr Spiel, so lange es geduldet wird, fortsetzen. Wer selbst viel umherreist, trifft zu seinem Erstaunen wiederholt eine Anzahl von Menschen an, denen er früher in weit entlegenen Regionen begegnet ist.

Die unterdessen durch den oben beschriebenen heilsamen Läuterungsproceß von diesen rohen Gesellen befreite junge Stadt entwickelt sich unter dem Schutze der strenge gehand=habten Gesetze mehr und mehr; rasch durcheilt sie jene Sta=dien, die zur Entwickelung fester politischer und geordneter gesellschaftlicher Verhältnisse führen.

Der in der Nähe angesiedelte, an Zahl stets wachsende Farmerstand hat eine Menge materieller Bedürfnisse, welche die städtischen Kaufleute zu befriedigen sich beeilen. Der all=gemeine Wohlstand nimmt zu und mit ihm wächst das Ver=langen nach Comfort, der oft ganz unnöthiger Weise hie und da sogar in Luxus ausartet. Alle Bedingungen für ein Ge=deihen und Blühen einer solchen Stadt sind nun vorhanden. In wenigen Jahrzehnten kann sie sich in Beziehung auf So=lidität und Eleganz ihrer Häuser, geschmackvolle und comfor=table Einrichtung derselben im Inneren, auf Unternehmungs=geist, Thätigkeit und hieraus entstehende Wohlhabenheit ihrer Bewohner mancher ihrer älteren Schwestern würdig an die

Seite stellen. Daß unerwartete Handelskrisen und die damit für längere oder kürzere Zeit entstehende Lähmung der Geschäfte eine auf den Prairien des amerikanischen Westens befindliche Stadt ebenso schädigen, wie eine im Osten des Landes gelegene, braucht selbstverständlich gar nicht eingehender besprochen zu werden.

Was ich im Vorhergehenden über die socialen Verhältnisse gesagt habe, betrifft natürlich nicht allein die auf den westlichen Prairien, sondern auch die in den Felsengebirgen entstandenen neuen Städte und Ortschaften; man vergleiche meine hierauf bezügliche Schilderung in meinem Buche „Californien, Land und Leute“.

* *
*

Der Anfangs in einer sich bildenden Stadt herrschende Mangel an Schulen macht sich deshalb weniger störend bemerkbar, als man erwarten sollte, weil die Bevölkerung fast nur aus Erwachsenen, vorwiegend Männern, besteht. Doch wird möglichst bald an die Einrichtung von Schulen gegangen, zu deren Unterhalt nicht blos sämmtliche Steuerzahler (also auch die unverheiratheten oder kinderlosen) beizutragen haben, sondern die außerdem in der Form von Landschenkungen reichlich von der Bundesregierung bedacht werden. Lehrer finden sich in kurzer Zeit ein; habe ich doch selbst zu Columbus in Nebraska (nebenbei bemerkt, einem Orte, der sich gern den „geographischen Mittelpunkt der Vereinigten Staaten“ nennen hört), wenige Monate vor seinem am 22. August 1869 erfolgten Tode Franz Bacherl, den durch den Streit über die Autorschaft des „Fechters von Ravenna“ bekannten Schulmeister als solchen fungiren sehen! Freilich befassen sich auf den abgelegenen westlichen Prairien gar manche mit dem Lehrfach,

obschon sie keine hiefür nöthige Vorbildung auf Seminarien oder anderen für diesen Zweck geeigneten Anstalten genossen haben. Denn einen Lehrerstand nach unseren deutschen Anschauungen, die darin bestehen, daß die ihm Angehörigen sich für ihr Fach vorbereitet und ihren schweren Beruf zur Lebensaufgabe gemacht haben, gibt es zur Zeit in ganz Nordamerika nicht. Wenn sich in dem schon so lange organisirten Staate New York laut dem neuesten amtlichen Schulberichte unter 28,657 hier wirkenden Lehrkräften nur 1638 befinden, die von competenten Behörden geprüft worden sind, während die anderen 27,019 nur Zeugnisse aufweisen können, die nicht auf Grund genossener Vorbereitung oder bewiesener Fähigkeit, sondern nach dem Gutdünken meist incompetenter Personen ausgestellt worden sind, so kann man sich wohl vorstellen, wie es mit der Mehrzahl der Lehrer im fernen Westen beschaffen sein mag. Es muß daher mit Freuden begrüßt werden, daß in jüngster Zeit Schritte zur Gründung eines deutsch-amerikanischen Lehrerseminars geschehen sind, die aller Wahrscheinlichkeit nach Erfolg haben werden. Der Zweck dieser Anstalt, die man am 4. Juli 1876 gründen zu können hofft, soll sein, im Sinne der fortgeschrittensten Wissenschaft und Kunst und wahrer Menschenerziehung Lehrer und Lehrerinnen jedes Glaubensbekenntnisses für die amerikanische Schule vom Kindergarten herauf bis zur sogenannten »High School« auszubilden, die des Lehrens in deutscher und englischer Zunge fähig sind.

Höhere Lehranstalten sind bis jetzt nur ausnahmsweise in den auf den Prairien des amerikanischen Westens vorhandenen Städten anzutreffen; im Allgemeinen beschränkt man sich auf die Ertheilung des gewöhnlichen Volksunterrichts. Bezeichnend ist, daß gar häufig nicht die Kirchen, die übrigens ebenfalls rasch entstehen, sondern die Schulen die schönsten

und hervorragendsten Gebäude sind; auf großen freien Plätzen erbaut, im Inneren mit den vorzüglichsten Einrichtungen versehen, sichern sie die zum Gedeihen der Zöglinge so nöthigen Bedürfnisse von Licht und Luft und geben ihnen Gelegenheit zu freier Bewegung. So hat z. B. die Stadt Omaha am Missouri für ihre Bürgerschule (High School) ein im Jahre 1873 eröffnetes, schloßartiges und mehrstöckiges Gebäude mit einem Kostenaufwande von nahezu einer viertel Million Dollars errichten lassen. Möge sich der aus dem bisher Gesagten gleichsam von selbst sich ergebende Schluß rechtfertigen, daß dereinst auf den weiten Prairien, wo jetzt schon freier Geist und freies Leben waltet, die Wissenschaft und Kunst den ersten Rang einnehmen werden!

Die öffentlichen Schulen, deren Besuch nicht obligatorisch ist, sind durchaus confessionslos; nur wenn ein Geistlicher irgend einer Sekte selbst eine Schule gegründet hat, kann er in ihr (also in seiner eigenen Anstalt) einen Einfluß ausüben. Den Eltern ist es völlig anheimgegeben, ihre Kinder von irgend Jemanden oder auch von Niemanden in irgend einer Religion unterrichten zu lassen. Denn Niemand wird wegen seiner religiösen Ansichten und Anschauungen im Geringsten ausgefragt; Jeder erfreut sich der ungestörten und unbeschränkten Ausübung seines Glaubens oder Unglaubens. Es gilt nämlich überall in den Vereinigten Staaten von Amerika die Religion lediglich als Privatangelegenheit, um die sich ebenso wenig ein anderer Mensch zu bekümmern hat, wie um Angelegenheiten des Herzens. Das Axiom Friedrich's des Großen: „In meinem Lande kann jeder nach seiner Façon selig werden“ findet bis jetzt dort die ausgedehnteste Anwendung im praktischen Leben. Weit häufiger als anderswo tritt in Nordamerika der Fall ein, daß die Mitglieder einer Familie verschiedenen Sekten angehören, ohne daß durch dieses

Verhältniß eine gegenseitige Entfremdung stattfindet. So lange Jemand sich im Handel und Wandel als ordentlicher Mensch, als nützliches Mitglied der Gesellschaft erweist, kann er sicher sein, die allgemeine Achtung zu genießen. Ob aber dieses schöne Verhältniß auch fernerhin ungetrübt bleiben wird? Fast möchte man es bezweifeln. Denn leider machen sich in neuester Zeit Anzeichen bemerkbar, die unwillkürlich in einem Unbefangenen die peinliche Vermuthung entstehen lassen, daß auch die Vereinigten Staaten so wenig wie andere civilisirte Länder im Stande sein werden, im Laufe der Zeit den von gewisser Seite mit großer Schlauheit heraufbeschworenen religiösen Wirren sich zu entziehen; man sieht die Tage nahen, wo auch in der größten Republik der Welt der „Culturkampf" entbrennen wird.

VII.

Allgemeiner

Charakter der nordamerikanischen Indianer.

Der in diesem Buche unternommene Versuch, eine Schilderung der Prairien des amerikanischen Westens zu entwerfen, wäre unvollständig, wollte ich nicht der Indianer, oder wie sie auch genannt werden, der Rothhäute in einigen Worten gedenken.

Eine eingehende Darstellung der Sitten, Gebräuche, socialen Verhältnisse und religiösen Anschauungen dieser merkwürdigen Menschenrace muß ich mir für eine spätere Gelegenheit vorbehalten; sie wäre hier um so weniger am Platze, als ja die Indianer nicht blos auf den hier ausschließlich behandelten Prairien des amerikanischen Westens, sondern auch noch in vielen anderen Theilen des ausgedehnten Nordamerika zu finden sind; ich beschränke mich also darauf, im vorliegenden Abschnitte allgemeine Mittheilungen über den Charakter der Rothhäute zu machen und im folgenden das Verhältniß zu beleuchten, in welchem sie zu den Weißen stehen.

Vom nordamerikanischen Indianer kann man mit vollem Rechte sagen, daß er ein zweifaches Naturell hat; befindet er sich von Weißen oder wie er dieselben nennt, Bleich- oder Blaßgesichtern umgeben, glaubt er sich von ihnen beobachtet,

dann ist er mürrisch, schweigsam, verdrießlich, verschlossen; dann lagert ein tiefer Ernst über seine Züge; dann ist ein melancholischer oder düsterer Ausdruck über das ganze Antlitz ausgegossen; dann vermag nur selten auch das Unerwartetste ihn aus seiner Ruhe zu bringen, ihm ein Lächeln abzugewinnen, ihm ein Zeichen der Bewunderung oder des Erstaunens zu entlocken; er scheint den Grundsatz nichts zu bewundern, zu einer wirklichen Lebenskunst ausgebildet zu haben. Ueberrascht ihn irgend etwas in besonders hohem Grade, dann hält er eine zeitlang schweigend die Hand auf den Mund; entschlüpft ihm unwillkürlich ein Ausdruck des Erstaunens, dann stößt er ein lautes, aber dumpfes „Ugh" aus.

Anders aber verhält er sich in dem engeren Kreise der Seinigen, wenn er darin, ohne eine Ahnung hiervon zu haben, beobachtet wird. Da ändert sich sein Benehmen in auffallender Weise; da bekundet er Interesse für Alles; da wird er mittheilsam, heiter, ja selbst geschwätzig; da wird er nicht müde, stundenlang seinen Genossen von seinen Kriegs- oder Jagdabenteuern zu erzählen oder ihnen aufmerksam und gespannt zuzuhören; da ist der Häuptling von einem anderen Stammesgenossen kaum zu unterscheiden.

Charakteristisch ist ferner für den Indianer, daß er außerordentlich begierig auf Geschenke irgend einer Art, hauptsächlich auf Geld ist. Man mag ihm geben, soviel man will: zufrieden zu stellen ist er niemals. Er nimmt Alles, auch das ihm Nutzloseste an und verwendet es dann auf seine, freilich nach unseren Anschauungen oft überaus komische Weise. Uebrigens ist nur den Männern, die bei den Indianern wunderbarer Weise eitler als die Frauen sind, der Putz gestattet.

Der von manchen Seiten aufgestellten Behauptung, daß die Indianer einen großen Geschmack im Zusammenstellen

der Farben bei ihren oft sehr bunten Anzügen bekunden, kann ich nach Allem, was ich selbst in dieser Hinsicht gesehen habe, nicht beistimmen; wenn sich hie und da eine harmonische Farbenzusammenstellung an der Bekleidung erkennen läßt, so verdankt diese ihr Entstehen wohl mehr dem Zufalle, als dem Geschmacksinne des sich Kleidenden.

Was überhaupt das allgemeine Aussehen der heutigen nordamerikanischen Indianer betrifft, so erblicken wir vorwiegend schmierige, schmutzige, in Lumpen und Fetzen einherschreitende Gestalten mit verthierten Gesichtern, die in keiner Hinsicht der Schilderung entsprechen, die von ihnen Fennimore Cooper, Charles Sealsfield und andere Romanschriftsteller entworfen haben, in jeder Beziehung aber dem Bilde, das wir unter einem Wilden uns zu machen gewohnt sind. Nicht scharf genug kann hervorgehoben werden, daß die Romantik, die von den Indianern einst repräsentirt wurde und die manche unserer edelsten Männer entzückte und unserer geachtetsten Schriftsteller begeisterte, nunmehr vollständig geschwunden ist.

Andere Charakterzüge des im Naturzustande lebenden nordamerikanischen Indianers sind folgende. Er ist unreinlich, raub- und beutegierig; im Stehlen von Pferden, sowie überhaupt im Entwenden eines Gegenstandes, nach dessen Besitz er lüstern ist, hat er es zur Meisterschaft gebracht; seinem Worte kann man kein Vertrauen schenken. Uebereinstimmend klagen die Missionäre, daß, wenn auch die ihrer Sorge und Erziehung anvertrauten Indianerkinder eine ziemlich gute Auffassungsgabe zeigen, es doch ganz unmöglich ist, sie an Wahrhaftigkeit und Reinlichkeit zu gewöhnen.

Andererseits übt der Indianer in schöner Weise die Gastfreundschaft; er wird jedes Bleichgesicht, das sich ermüdet und ermattet seinem Wigwam naht, freundlich aufnehmen

und nach Kräften bewirthen, seine Habseligkeiten beschützen und für sein Pferd Sorge tragen.

* * *

Wenn sich der Indianer nicht auf dem Kriegspfade befindet, wenn er nicht einen Raubzug gegen Weiße, ihr Leben, ihr Hab und Gut, namentlich ihr Vieh unternimmt, so beschäftigt er sich entweder mit der Jagd und dem Fischfange oder er überläßt sich dem Müssiggange, den er höchstens durch die von ihm leidenschaftlich geliebten Spiele und Tänze unterbricht. Diese eingehend zu schildern, wäre die Aufgabe eines ganzen Buches; wir beschränken uns hier auf die Mittheilung, daß Reif- und Ballspiel sehr beliebt sind und namentlich dem Zuschauer wegen der komischen Sprünge und Stellungen der Betheiligten viel Unterhaltung gewähren, daß ferner eine Art von Gerade- und Ungeradespiel mit Errathen von Steinchen häufig ausgeführt wird und daß bestimmte Tänze, wie der Bären-, Büffel-, Hunde-, Adler-, Kriegs- und Scalptanz bei den verschiedensten Anlässen stattfinden. Nur ausnahmsweise nehmen an diesen Belustigungen die Frauen Theil, welche die wirkliche Arbeit im Hause und, soweit sie sich unumgänglich nothwendig erweist, im Felde verrichten müssen, da sie dem Indianer eines freien Mannes, wie er ist, unwürdig erscheint. Die Frauen müssen sich Tag und Nacht quälen und plagen, um den Ansprüchen der Männer — ihrer Herren und Gebieter im wahren Sinne des Wortes — zu genügen, die in ihnen kaum etwas anderes als Last- und Arbeitsthiere erblicken und sie als solche behandeln. Die Frauen müssen nicht blos der Kinder warten, sondern auch Wasser tragen, Holz schleppen, Felle gerben, die Küche besorgen, bei Wanderungen die Zelte auf- und ab-

schlagen und die Lastthiere bepacken. Was Wunder, wenn die indianischen Frauen, die sich meistens schon sehr jung, nämlich im dreizehnten oder vierzehnten Jahre verheirathen, unter solchen Umständen in erschreckender Weise verblühen und entsetzlich schnell altern!

Gegen Arbeiten irgend einer Art, die dem weißen Ansiedler im fernen Westen Freude, Stolz und Befriedigung gewähren, wie Urbarmachen des Bodens, Säen, Ernten, Errichten von behaglichen Wohnstätten, hat der Indianer einen unbezwingbaren Abscheu; seine Beschäftigung besteht im Jagen, Fischen, Betteln und Rauben. Die bitterste Noth kann ihm nicht Hacke oder Spaten in die Hand pressen; sie macht ihn höchstens zum Dieb oder Räuber, zu einem nützlichen, ehrenwerthen Arbeiter niemals. Davon, daß feste, gründliche Arbeit lohnend sei und dem Menschen Achtung und Glück erwerbe, hat er nicht die leiseste Vorstellung. Die gründliche Verachtung jeder Art von ernster Arbeit ist bei einzelnen Stämmen so in Fleisch und Blut übergangen, daß z. B. die Sioux-Frauen einen Mann, der wirklich arbeiten will, eine Squaw, zu deutsch ein Weib schelten. Der Indianer ist daher geradezu gezwungen, in Folge thörichter Vorurtheile einer unthätigen Lebensweise zu fröhnen.

Eigenthümlich ist es, daß sich die nordamerikanischen Indianer niemals zu einem Hirtenvolke ausbildeten, obschon doch scheinbar alle Bedingungen hiefür in günstigster Weise vorhanden waren.

Woher es gekommen ist, daß sich die nordamerikanischen Indianer so gern mit der Jagd beschäftigen, darüber haben sie eine Sage, die Karl Knortz S. 236 seiner „Märchen und Sagen" erzählt, und die ich hier nach seinen Worten wiedergebe.

Als der Große Geist — so lautet die Sage — die Flüsse,

die Luft und den Wald geschaffen und sie mit allerlei Thieren belebt hatte, beschied er den rothen Mann und seinen jüngeren Bruder, den weißen, zu sich in seine Wohnung und zeigte ihnen die vielen Büffel, Bären, Ottern, Biber u. s. w. „Seht," sagte er, „diese meine Geschöpfe gebe ich euch zum Eigenthum, ihr sollt über sie herrschen und sie sollen euch zur Nahrung dienen." Darauf begann er sie zu vertheilen. Der rothe Mann, den er am meisten liebte, weil er ein munterer, kräftiger und furchtloser Bursche war, erhielt die stärksten und wildesten Thiere: den Panther, Büffel, Bison und Hirsch, und von Vögeln den Adler, Habicht, Truthahn, die Eule u. s. w. Dem weißen Manne wurde das Schaf, Schwein, die Kuh, die Ente und Gans zugetheilt, und von den Fischen erhielt er nur die dünnen und leichten, die man bequem mit der Angel herausziehen kann, während die des rothen Mannes so dick und lang waren, daß er große Speere brauchte, um sie zu fangen.

Darauf nahm der weiße Mann die ihm zugetheilten Thiere und trieb sie auf eine freundliche Ebene mit fettem Boden und üppigem Grase. Dort zähmte er sie und band Pferde und Ochsen zum Fahren und Pflügen zusammen, aß das Fleisch des trägen Schweines und machte sich aus der Wolle des geduldigen Schafes Kleider.

Der rothe Mann wickelte seine Thiere in eine große Decke, die er zufällig bei sich hatte, und legte sich dann schlafen. Nach einigen Tagen erwachte er wieder, doch als er sich nach seinen Thieren umsah, waren sie alle verschwunden. Sie waren während seines Schlafes herausgekrochen und hatten sich in Wald und Feld einen angenehmeren Aufenthaltsort gesucht. Um sie wieder einzufangen, mußte er nun das Geschäft des Jagens betreiben, das ihm so viel Vergnügen machte, daß er es später nie bereute, zu jener Zeit ge-

schlafen zu haben. Auch seine Nachkommen haben ihm deshalb nie einen Vorwurf gemacht.

* *
*

Beachtenswerth ist, daß der Indianer einerseits eine erstaunliche Ausdauer in Ertragung von Beschwerden und Mühseligkeiten und eine kaum glaublich große Willenskraft in der Verzichtleistung auf Genüsse an den Tag legen kann, andererseits aber bei vorkommender Gelegenheit eine abschreckende Sinnlichkeit und Gefräßigkeit bei der Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse entwickelt. Ein Beispiel möge dies erläutern. Ein neuangestellter Indianer-Agent (die Erklärung dieses Amtes siehe S. 131) lud einige Häuptlinge der Otoes zu einer Festmahlzeit ein, von der Ansicht ausgehend, hierdurch den Grund zu einem späteren friedlichen und gedeihlichen Zusammenwirken mit ihnen zu legen. Die Rothhäute bereiteten sich auf den seltenen ihnen bevorstehenden Genuß durch dreitägiges absolutes Fasten vor und verschlangen dann mit Heißhunger und wahrhaft erschreckend anzusehender Gier in unglaublich kurzer Zeit riesige Massen von Hammel- und Ochsenfleisch nebst entsprechenden Mengen von Brot, Thee und Kaffee.

Allseitig wird zugestanden, daß die Indianer eine wahrhaft bewunderungswürdige stoische Ruhe im Ertragen von Schmerzen bekunden, namentlich wenn sie sich dieselben durch ihre eigene Schuld zugezogen haben. So stattete ein Häuptling der Pawnees im Februar 1872 dem russischen Großfürsten Alexis, der damals auf den westlich von Omaha sich befindlichen Prairien den Freuden der Büffeljagd oblag, nebst einer Anzahl seiner Krieger einen Besuch ab und setzte sich auf einen niedrigen im Zelte aufgestellten, der Kälte wegen

stark geheizten eisernen Ofen, den er für einen Koffer hielt. Ohne auch nur einen Laut von sich zu geben oder die Fassung zu verlieren, stand er nach einiger Zeit auf, verabschiedete sich und ließ sich draußen seine Brandmale, so gut es gehen wollte, verbinden.

Sogar dem Tode, wenn er sich auch unter den erschütterndsten Umständen naht, geht der Indianer mit größter Unerschrockenheit, mit unglaublicher Gelassenheit, mit unbeschreiblichem Gleichmuth entgegen. Aus der großen Anzahl hierauf bezüglicher, unzweifelhaft wahrer Beispiele will ich hier nur einige anführen. Von dem im Indianer Territorium ansässigen Choctaw-Stamme wurde ein des vorsätzlichen Mordes überführter Krieger zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Er erbat sich eine Frist von zwanzig Tagen, die ihm auch zugestanden wurde, um sich auf den Tod würdig vorbereiten und von seinen Verwandten Abschied nehmen zu können, und verpflichtete sich, zur Stunde seiner Hinrichtung pünktlich zu erscheinen. Und richtig, als die Zuschauer bereits in großer Anzahl vorhanden waren, kam der Indianer zu Pferde in Gesellschaft seiner drei Brüder und drei Schwestern auf den Richtplatz, und zwar sahen Alle so heiter und lustig aus, als ob sie sich zu einem Schmause oder Tanze begäben. Als einer der Anwesenden die Bemerkung machte, daß der in der Nähe befindliche roh gezimmerte Sarg zu klein sei, legte sich der Delinquent zur Probe hinein und rief lachend aus: „Er paßt ganz gut.“ Die Zuschauer wurden hierdurch in die munterste Laune versetzt und lachten, scherzten und spaßten. Unterdessen hatte ein Bruder des Hinzurichtenden diesem mit Kreide einen Ring gerade über dem Herzen gezeichnet, durch den man eine sofort tödtende Kugel schoß. Niemand schien durch das Schauspiel besonders angegriffen zu sein, mit Ausnahme der Mutter des Hingerich-

teten, die einige Thränen vergoß, aber sofort zu weinen aufhörte, als einer ihrer Söhne ihr zurief: „Laß das Heulen sein."

Bekannt ist Lenau's Ballade „Die drei Indianer", in welcher der Dichter beschreibt, wie Vater, Sohn und Bruder der rothen Race, nachdem der Alte mit tiefempörtem Herzen ausgerufen hatte:

> Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren,
> Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
> Die, einst Bettler, unsern Strand erklettert!
> Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
> Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
> Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

ihren Nachen von dem Ufer losbinden, nach des Niagara Mitte zurudern und singend und armverschlungen den mächtigen tosenden Cataract hinunterstürzen.

Ein ähnliches Ereigniß trug sich vor einigen Jahren — am 3. April 1870 — in Wirklichkeit zu, und zwar an den damals noch fast ganz unbekannten Fällen des Yellowstoneflusses. Augenzeugen waren mehrere Amerikaner. Sie sahen, daß dreizehn Indianer und fünf Squaws im Begriffe standen, ziemlich weit oberhalb der Fälle den Strom auf einem aus Treibhölzern roh gefertigten und mit Büffelriemen zusammengebundenen Floß zu überschreiten; die Stelle der Ruder vertraten große Stücke Rinde. Aber regungslos blieben die weißen Männer stehen, als sie zu ihrem Schrecken erkannten, daß der Floß, ungeachtet aller Anstrengungen der Squaws, allmählich den Strom hinabgetrieben wurde.

Die Scene, die nun folgte, war eine von denen, die man bis zum letzten Athemzuge nicht vergißt. Plötzlich erhob sich auf dem Flosse ein alter Indianer inmitten des Kreises, den seine Stammesgenossen um ihn bildeten. Er sprach

einige Worte, wandte sein Gesicht gegen die Sonne und sagte den Seinigen offenbar Lebewohl; dann zog er sein Büffelfell um sich und setzte sich nieder. Die Squaws schleuderten sofort ihre Rindenstücke in den Fluß, warfen sich auf dem jetzt tief im Wasser gehenden Fahrzeuge nieder und begannen sich ihre langen Haare auszuraufen, wobei sie ein dämonisches Geheul ausstießen. Die im Kreise dasitzenden Indianer schüttelten sich die Hände und erhoben einen melancholischen Gesang. Näher und näher ging es auf den furchtbaren Abgrund zu; aber die Krieger saßen unbeweglich. Als sie hinabschossen, lüfteten die Zuschauer unwillkürlich die Hüte und Jedem stand die tiefe Rührung auf dem Gesichte. Mit unbeschreiblichen Gefühlen wandten sie der Unglücksstätte den Rücken. Als sie den letzten Blick auf den Strom warfen, der achtzehn Menschen verschlungen hatte, erblickten sie über den tosenden Gewässern zwei Adler, deren Gekrächze hoch über dem Falle ertönte. Das Tosen des Cataraktes und das Gekrächze der Adler! Konnte es ein passenderes und würdigeres Requiem für diese abgeschiedenen Rothhäute geben?

* *
*

Bei Völkern wie die nordamerikanischen Indianer, die, man mag über sie noch so mild urtheilen, unbestreitbar auf einer nur niederigen Bildungsstufe stehen, erregt es gerechte Ueberraschung, daß sie eine besondere Befähigung haben, passende und treffende Bilder zur Bezeichnung ihrer Gedanken zu wählen. So lautet z. B. eine Kriegserklärung: „Der Tomahawk ist aufgehoben," ein Friedensschluß hingegen entweder: „Die Streitart ist begraben" oder „Das vergossene Blut unserer Krieger und Weiber ist bedeckt."

Auch sind die Indianer im Stande, in ihrer immerhin

wortarmen Sprache ihre Gedanken in schöner Form auszudrücken, die allerdings überwiegend aus hohlem Phrasengeklingel besteht. So wurde der Herzog von Connaught (Prinz Arthur von England), als er während seiner Reisen in den Vereinigten Staaten Ende November 1869 das jetzt nur mehr wenige Dörfer und kaum zweitausend Seelen umfassende Gebiet der ehemals mächtigen Huronenstämme besuchte, von einem ihrer Häuptlinge in folgender Weise angesprochen. „Ich grüße Dich, Fürst unter den Bleichgesichtern, wie die fliehende Sonne, die da eilt von Osten nach Westen, wie die große Sonne, die von Morgen bis zur Nacht auf den Beinen ist in dem unermeßlichen Reiche Deiner erhabenen Mutter, der großen Königin von England. So sage ich, der Häuptling mit den großen Ringen in den Ohren. Ich habe gesprochen.“

So zahlreich auch die indianischen Sagen und Märchen sind, so befinden sich unter ihnen doch nur sehr wenige, die uns durch Sinnigkeit und dichterischen Hauch zu fesseln vermöchten. Zu den anmuthigsten Gebilden dieser Märchenwelt rechne ich die mythologische Verkörperung des Schlafes, wie solche in Karl Knortz's „Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer“ S. 198 geschildert ist. Der indianische Schlafgott heißt in der Ojibwe-Sprache Wing. Er ist unsichtbar, ebenso auch die vielen ihm untergeordneten Geisterchen. Dieselben sind mit kleinen Kriegskeulen bewaffnet, mit denen sie den Leuten so lange sanft auf die Stirne klopfen, bis diese einschlafen. Wenn die Kinder gähnen, sagen die Mütter: „Wing hat sie berührt“, und bringen sie schnell zu Bette.

Die Schlafgeisterchen halten sich gewöhnlich unter dem Bette auf; zuweilen setzen sie sich auch auf die Zeltstangen oder sie kriechen dem Jäger in die Pfeife, und wenn sich dann derselbe einmal während eines Pirschganges hinsetzt, um ein

Bischen auszuruhen, so fliegen sie leise heraus und klopfen ihn aus Muthwillen in Schlaf. Wenn ihnen dies glücklich gelungen ist, lassen sie das Wild vorüberziehen, und der Jäger kann dann, wenn er ausgeschlafen hat, leer nach Hause gehen. Doch sind sonst die Wings im Allgemeinen freundlicher und gutmüthiger Natur, und sie treiben ihr Handwerk hauptsächlich aus dem Grunde, um dem menschlichen Körper Zeit zur Sammlung neuer Kräfte zu verschaffen.

Wing ist auch zu gleicher Zeit das Symbol der Dummheit; wenn ein Redner stecken bleibt oder einfältiges Zeug schwatzt, so heißt es, Wing sei in seiner Nähe.

Nicht minder schön finde ich jene Indianersage, die uns Kunde gibt von der Entstehung des Großen Canyon, oder um es gleich deutlich zu sagen, der mächtigen tausende von Fuß tiefen Engschlucht, durch die der Colorado-Fluß während vieler Meilen hindurchzieht. In uralter Zeit — so erzählt diese Sage — starb die Lieblingssquaw eines großen Kriegshäuptlings der Utes, d. i. der Indianer, die im heutigen Territorium Utah wohnen. Der Wittwer war trostlos und flehte seinen Gott an, sich seiner zu erbarmen und ihn zu seinem Weibe wenigstens für kurze Zeit zu führen. Der Gott ward gerührt, nahm eine ungeheuere Kugel in die Hand und rollte sie vor den Häuptling auf den Boden, und wo die Kugel rollte, schnitt sie tief in die Erde ein und öffnete den großen, tausende von Fuß tiefen Canyon. Hierdurch nun führte der Gott den Indianer und zeigte ihm seine vielgeliebte Squaw in den seligen Jagdgründen. Nachdem er ihn zurückgeleitet hatte, ergoß er einen mächtigen Strom durch den Canyon, damit Niemand im Stande sei, längs desselben nach diesen Jagdgründen zu gelangen, und von da ab hat der Strom nicht aufgehört zu fließen.

VIII.

Die Indianer
in ihrem Verhältniß zu den Weißen.

Der Umstand, daß die weiße Bevölkerung Nordamerika's unaufhaltsam die Civilisation in die fernsten Gegenden des Westens verbreitet, hat zur Folge, daß sie vielfach mit den Indianern, die ursprünglich die unbestrittenen Herren und Eigenthümer dieser Regionen waren, in Berührung geräth; das Verhältniß zu beleuchten, in welchem die Indianer gegenwärtig zu den Weißen stehen, und die Folgen hervorzuheben, die der Gang der Cultur für die ersteren bereits herbeigeführt hat und später noch herbeiführen wird, soll Aufgabe des vorliegenden Abschnittes sein.

Unangefochten wird die Behauptung bleiben, daß das großartige Staatswesen der nordamerikanischen Union ungeachtet aller ihm anklebenden Schwächen und Fehler ein sehr humanes ist, welches der persönlichen Freiheit einen so großen Spielraum gewährt, daß jeder Einzelne in dem unablässigen Bestreben, seine Rechte bis zur äußersten Grenze geltend zu machen, im Ganzen und Großen Erfolge erzielt und Befriedigung findet. Verwundert fragen wir daher, woher es kömmt, daß die Indianer innerhalb eines so freisinnigen Staatswesens nicht gedeihen, sondern sich in wahrhaft erschreckender Weise vermindern. Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Die im Staate Nebraska hausenden

Pawnee-Indianer zählten nach den Ermittelungen der zu ihnen als Commissäre gesandten Quäker im Jahre 1830 noch 12,000 Seelen; 1847 war diese Zahl auf die Hälfte zusammengeschmolzen und heute soll der ganze Stamm aus kaum 2700 Menschen bestehen. Von dem einst mächtigen Stamme der Pottawatomies waren im Sommer 1871 noch 350, von dem vielgenannten Stamme der Sacks (Säcke) nur noch 84 übrig. Eine Anzahl von Stämmen, wie die Mandans und Mönnitarris, ferner die Uchees, ein vor Zeiten mächtiger in Georgia lebender Stamm, dessen letzter Repräsentant im August 1875 zu Hawkinsville in Georgia gestorben ist, sind innerhalb der letzten Jahrzehnte gänzlich verschwunden; unvollständig, überaus lückenhaft sind die Nachrichten, die man von der Mehrzahl dieser Stämme aufbewahrt hat. Kaum ein nordamerikanischer Indianerstamm lebt heute in derselben Gegend, die seine Vorfahren vor hundert Jahren innehatten.

Forschen wir nach den Ursachen, die eine so entsetzliche Verheerung unter den nordamerikanischen Indianern angerichtet haben, so finden wir, daß sie sich in drei große Gruppen scheiden lassen. Sie sind

1. socialer,
2. politischer Art, und liegen
3. in allgemeinen Naturgesetzen,

die sich, wie überall sonst, so auch in Nordamerika geltend machen.

* * *

In socialer Beziehung sind die Ursachen, die das Aussterben der Indianer beschleunigen, folgende. Ihren Kindern widmen sie so geringe Sorgfalt und sie lassen ihnen so wenig

Schutz angedeihen, daß Alle, die nicht von Haus aus kerngesund sind, nothwendiger Weise zu Grunde gehen müssen. Auch genießt der Indianer häufig eine sehr schlechte, schwer verdauliche Nahrung; zeitweise ist sie überdies unzureichend. Denn fast allen indianischen Stämmen eigen ist eine unglaubliche Sorglosigkeit für die Zukunft, die zur Folge hat, daß sie im Falle unglücklicher Jagden, deren Ergebniß mehr oder minder stets vom Zufall abhängt, nur zu häufig der Hungersnoth preisgegeben sind. Der Indianer ist in dieser Beziehung wie ein Kind; heiter und fröhlich genießt er den heutigen Tag, hütet sich aber, den geringsten Besorgnissen für die Zukunft Raum zu geben.

Unsauberkeit und Schmutz, grobe Nachlässigkeit und Unwissenheit bei der Behandlung von Krankheiten raffen ebenfalls viele hinweg. In den elenden Wigwams sind sie der Wuth der Elemente preisgegeben, namentlich der Schneestürme, denen gar manche zum Opfer fallen (siehe S. 33). Zur Bekämpfung ausbrechender Seuchen, wie namentlich der Blattern, die oft furchtbare Verheerungen anrichten, wissen die Indianer kein anderes Mittel als Platzwechsel. Wird einer der Ihrigen von einer Krankheit heimgesucht, deren ansteckender Charakter seinen Stammesgenossen bekannt ist, so fällt er meistens einem schrecklichen Schicksale anheim. Ohne sich um ihn weiter im Geringsten zu bekümmern, ohne ihm auch nur Speise und Trank zu hinterlassen, schlagen die Gesunden die Gezelte und Wohnstätten ab und errichten sie weit entfernt von ihrem erkrankten unglücklichen Gefährten.

In hohem Grade verheerend wirkt ferner der zerrüttende Branntwein, ein Getränk, das der Indianer mit dem Namen „Feuerwasser“ bezeichnet und außerordentlich liebt. Um in seinen Besitz zu kommen, entäußert er sich des ihm Werthvollsten und Unentbehrlichsten. Eine kleine Menge dieses

Stoffes reicht hin, ihn betrunken zu machen; doch ist er im Rausch nicht gewaltsam und raufsüchtig, sondern in einer höchst widerlichen Weise zärtlich. Bei den Schwarzfüßen (Blackfeet) spielt der Branntwein eine Hauptrolle zur Bezeugung von Freundschaft. Prinz Maximilian zu Wied war Zeuge des widerlichen Schauspiels, daß ein Indianer eine Quantität Branntwein in den Mund nahm, einen anderen Stammesgenossen umarmte und ihm nun aus seinem Munde den Nektar einflößte, was der höchste Beweis der Freundschaft ist.

Das im eigensten Interesse der Indianer vom Congreß am 9. Juli 1832 erlassene Gesetz, das jedem Weißen bei ziemlich hoher Strafe verbietet, einer Rothhaut unter irgend einem Vorwand Schnaps oder Liqueur oder irgend ein berauschendes Getränke zu verabfolgen, wird vielfach ohne alle Schwierigkeit umgangen. Es däucht dem human Gesinnten, als ob die Berührung mit der modernen Civilisation den Indianer nur um so mehr degradire, indem er nur ihre Laster, aber keine ihrer Vorzüge und Tugenden sich aneigne.

* *
*

In politischer Beziehung sind die Ursachen zur Verminderung der rothen Race nicht nur in den zahlreichen blutigen Fehden und Kämpfen zu suchen, in die sich die verschiedenen Stämme gegenseitig aus oft unbedeutenden Ursachen verwickeln, sondern insbesondere in den Indianerwirren, zu denen der Grund bereits vor mehr als zwei Jahrhunderten gelegt ward. Die damaligen Einwanderer traten dem Indianer, den sie als rechtmäßigen Herrn und Gebieter des Landes ansahen, nicht als Eroberer entgegen, sondern sie versuchten, ihn auf gütlichem, vertragsmäßigem Wege gegen

eine Abfindungssumme zu veranlassen, das von seinem Stamme bisher bewohnte Land abzutreten. Auf diese Weise wurde z. B. im Jahre 1626 von Peter Minnewit aus Wesel am Rhein die 22,000 Acker umfassende Insel Manhattan, auf der sich heute das meerbeherrschende New York mit seinen stolzen Palästen und fast einer Million Einwohner erhebt, von den Indianern um 60 holländische Gulden = 24 Dollars Gold erworben. Wer vermöchte den Werth anzugeben, den der Grund und Boden dieser Insel heute besitzt?

Derselbe Peter Minnewit kaufte ferner im Jahre 1638 in der Nähe des heutigen Wilmington in Delaware von einem Indianer für ein Paar Kessel und sonstige Kleinigkeiten das erste Land für eine Niederlassung.

In gleicher Weise wie Minnewit verfuhr der Quäker William Penn, als er im Jahre 1682 den heutigen Staat Pennsylvanien zu gründen begann; dieses Gebiet wurde ohne alles Blutvergießen besiedelt.

Da zur damaligen Zeit an anderem Lande Ueberfluß vorhanden war, so erzielte man stets ohne besondere Schwierigkeit ein beide Theile befriedigendes Abkommen. Den Einwanderern ward überdies hierdurch die ihnen erwünschte Möglichkeit geboten, ganz unter sich, frei von störenden Einflüssen zu leben; die Befürchtung, den Rothhäuten gleiche Rechte einräumen zu müssen, war ausgeschlossen.

Gab es auch später, als die Verhältnisse andere wurden, hie und da Zerwürfnisse, ja sogar blutige Zusammenstöße mit den Indianern — ihre Darstellung würde hier zu weit führen, — so hat man doch das von den ersten Einwanderern gegen die Rothhäute befolgte Verfahren im Ganzen und Großen fernerhin um so mehr beibehalten, als sich bei kriegerischen Verwickelungen unter den europäischen in Amerika

angesiedelten Völkerschaften die Indianer für die eine oder andere Partei als sehr werthvolle Bundesgenossen erwiesen. Es reicht hin, in dieser Beziehung auf den großen Entscheidungskampf hinzuweisen, der im Jahre 1754 beginnend zwischen Engländern und Franzosen um die Herrschaft über Nordamerika geführt wurde und in Europa als der siebenjährige bekannt ist. „Zu Dutzenden", sagt Friedrich Kapp S. 163 seiner „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika", „wurden damals die armen Deutschen von den Indianern, den wilden Bundesgenossen der Franzosen, scalpirt."

Es entwickelte sich nun nach und nach, was unter obwaltenden Umständen gar nicht zu verwundern ist, die Anschauung und Vorstellung, daß die Rothhäute eine eigene selbstständige Nation bilden, die als solche wie jede andere fremde unabhängige Macht zu behandeln sei. Noch im Jahre 1832 wurde dieser Auffassung ein prägnanter Ausdruck durch eine vom obersten Gerichtshof (Supreme court) zu Washington gefällte Entscheidung verliehen, wobei sich der Bundesoberrichter Marshall folgender Worte bediente: „Im Behandeln ihrer eigenen Angelegenheiten sind die Indianerstämme von keiner Macht abhängig. Sie bestrafen Vergehen nach ihren eigenen Gesetzen und sind dafür keinem irdischen Gerichte verantwortlich. Sie führen Krieg und schließen Verträge ab. Wir haben durch viele Verträge mit den Indianern Gebiete erworben, die der Union von unberechenbarem Werthe sind. Wir haben sogar das Wegerecht in Indianergebieten nur durch Uebereinkommen erworben. Wir haben das Recht der Kriegsführung der indianischen Stämme anerkannt. Nie hat Jemand angenommen, daß die Indianer Hochverrath gegen die Vereinigten Staaten begehen können."

Nach den vorstehenden Principien verfährt die amerikanische Regierung auch heute noch; sie betrachtet die Indianer

nicht als Staatsangehörige und räumt ihnen daher weder das Stimmrecht ein, noch bewilligt sie ihnen irgend ein anderes Staatsbürgerrecht; sie erhebt auch von ihnen keine Steuern; sie hat sich nie darum bekümmert, daß sie, im Widerspruche mit den bestehenden Gesetzen, in Vielweiberei leben; zur Zeit eines Krieges sucht sie mit ihnen Alliancen einzugehen; sowohl im Mormonenkriege (1857), als auch während des großen Bürgerkrieges hat sie zu wiederholten Malen Indianer als Späher (scouts) benützt; sie schließt Verträge mit ihnen ab, die Behufs ihrer Geltung, ähnlich wie dies bei jeder fremden Macht erforderlich ist, vom Senate der Union ratificirt werden müssen. Doch stehen die Indianerangelegenheiten nicht unter dem Staatssecretär, d. i. dem Minister des Aeußeren, sondern unter dem Departement des Innern.

Vom rein juridischen Standpunkte aus kann die amerikanische Regierung nicht die geringste strafrechtliche Autorität gegen die Indianer ausüben; sie kann gegen sie nur dann in irgend einer ihr geeignet scheinenden Weise einschreiten, wenn von ihnen die Verträge im Ganzen oder Einzelnen verletzt werden. Wenn verschiedene Stämme unter sich auf dem „Kriegspfade“ sich befinden, so läßt sie die amerikanische Regierung ungestört so lange gegenseitig sich bekämpfen, als sie sich nicht an Gut und Blut von Weißen vergreifen. Schwerlich wäre in irgend einem anderen civilisirten Lande auf die Dauer eine so humane, nachgiebige und rücksichtsvolle Politik gegenüber rohen und uncivilisirten Völkerschaften beibehalten worden, wie seit vielen, vielen Jahren von Seiten der amerikanischen Regierung und Gesetzgebung.

Allein gegenwärtig will eine große Mehrheit des amerikanischen Volkes aus mehr als einer Ursache die der ganzen Indianerpolitik zu Grunde liegende Anschauung, laut welcher

die einzelnen Stämme als selbstständige Nationen zu betrachten und behandeln seien, nicht mehr gelten lassen. Sie verlangt, daß die den Indianern bisher zugestandene Autonomie ihnen fernerhin nicht mehr eingeräumt werde. Sie behauptet, daß die frühere Souveränität der Indianer schon dadurch geschwunden sei, daß dieselben in manchen ihrer Verträge die Oberhoheit der amerikanischen Regierung direkt anerkannt haben. Allein selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so müßte die bisherige Anschauung in Anbetracht der in den letzten Jahrzehnten eingetretenen großartigen Umwälzungen und Veränderungen auf politischem, volkswirthschaftlichem und socialem Gebiete und bei der zwingenden Nothwendigkeit, die entferntesten und entlegensten Theile der Union durch Schienenwege zu verbinden, vollständig weichen.

Man verlangt daher, daß die Indianer den gerechten Forderungen, die an sie im Interesse nicht blos der amerikanischen Union, sondern überhaupt der gesammten civilisirten Menschheit gestellt werden müssen, endlich einmal nachgeben, daß sie den Bau von Bahnen oder Heerstraßen durch ihre Jagdgründe gestatten (vergl. S. 51) und daß sie das hierzu nöthige Land gegen entsprechende Entschädigung abtreten.

Unbestreitbar ist in diesen Forderungen viel Richtiges enthalten. So wird z. B. Jedermann, mag er auch den Indianern noch so wohlgeneigt sein, zugeben müssen, daß es eine unverantwortliche Thorheit gewesen wäre, die Erbauung der Pacificbahn aus Rücksicht auf die unversehrte Erhaltung der indianischen Jagdgründe zu unterlassen. Oder sollen etwa die Schätze, welche die an die Prairien grenzenden Black Hills aller Wahrscheinlichkeit nach an Gold und anderen Metallen und werthvollen Mineralien bergen, der Menschheit entzogen bleiben, weil die Indianer sich wei-

gern, das Land gegen ein anderes, das man ihnen anbietet, zu vertauschen?

Man erklärt es ferner für Unsinn, von dem unantastbaren Besitzthume halbwilder Völker auf ausgedehnte Gebiete zu sprechen, die sie in einer zum nachweislichen Schaden für die übrige Menschheit gereichenden Weise ausbeuten. „Mit gleichem Rechte“, sagt die Illinois Staatszeitung in ihrer Wochenausgabe vom 14. Juni 1870, „könnte man die Alligatoren für die berechtigten Urbesitzer des Mississippi erklären und ihnen jährliche Menschenopfer darbringen in der Hoffnung, daß sie alsdann keine anderen Menschen fressen werden.“

* * *

Zum richtigen Verständnisse nun der gegenwärtigen politischen Beziehungen der amerikanischen Regierung zu den Indianern muß Folgendes hinzugefügt werden.

Zur Zeit kann man die im Gebiete der Vereinigten Staaten (mit Ausschluß Alaska's) lebenden Indianer in runder Zahl auf 300,000 veranschlagen. Von diesen sind:

152,000 reine Nomaden.

25,000, die zerstreut in den einzelnen Staaten als halbcivilisirte Menschen wohnen, gehören nunmehr gar keinem Stammesverhältnisse mehr an.

123,000 leben auf Reservationen; was hierunter zu verstehen ist, wurde S. 64 erläutert.

Die Administration der Indianer verursacht gegenwärtig der amerikanischen Regierung jährlich in runder Summe eine Ausgabe von zehn Millionen Dollars. Eine Menge Beamter, sogenannte Indianer-Agenten, sind angestellt, die, ob-

schon Leute von Bildung und Erziehung und im Besitze der keineswegs leicht sich anzueignenden Sprachkenntnisse, doch nur den für ihre mühevollen Dienstleistungen äußerst geringen Jahresgehalt von 1500 bis 1700 Dollars beziehen. In diesem von der Regierung befolgten unseligen Sparsystem liegt zweifelsohne eine Hauptursache theils der nachlässigen Amtsführung, theils der nicht zu bestreitenden Untreue mancher dieser Beamten, in deren Taschen und Kisten nicht wenige der den Indianern an Geld zu zahlenden Beträge oder einzuhändigenden Naturalien verschwinden; denn „der Himmel ist hoch und der Czar (in diesem Falle der Board of Indian Commissioners zu Washington) weit". Hat doch Senator G. W. Nesmith von Oregon selbst gesehen, daß einem Stamme anstatt des ihm zu übergebenden Geldes und der wollenen Decken vierzig Dutzend Paar elastischer Strumpfbänder zugestellt wurden, obschon keiner dieses Stammes je vorher auch nur einen Strumpf gesehen hatte! Daß die Rothhäute, wenn sie zu spät hinter die mit ihnen getriebenen Schliche kommen, auf die Beamten, eventuell auf die amerikanische Regierung in hohem Grade erbittert werden, daß mehr als einmal ein unehrliches mit ihnen getriebenes Spiel Veranlassung zu höchst beklagenswerthen Feindseligkeiten gab und die Ursache zu Conflikten wurde, ist nicht zu verwundern.

Der Natur der Sache nach muß den Indianer-Agenten ein weiter Spielraum zur erfolgreichen Ausübung ihrer Thätigkeit eingeräumt werden, und eine strenge Controlle ist nicht blos außerordentlich schwierig, sondern hie und da geradezu unmöglich. Die nächste Zeit wird aller Wahrscheinlichkeit nach merkwürdige, aber recht betrübende Enthüllungen in dieser Beziehung bringen. Im Juli 1875 hat nämlich Professor O. C. Marsh vom Yale College, der sich

längere Zeit in den S. 130 genannten Black Hills aufhielt, an Präsident Grant ein größeres Schreiben gerichtet, worin er, gestützt auf seinen Verkehr mit den Indianern und auf Grund eigener Anschauungen, schwere Vorwürfe gegen den Indianer-Agenten J. J. Saville, der der Red Cloud Agentur vorsteht, und indirekt gegen höhere Indianerbehörden erhebt. Saville soll nicht blos den Indianern schlechte und unzureichende Lebensmittel verabfolgt und sie dadurch im Winter 1874—5 in unsägliches Elend gestürzt, sondern auch die Regierung selbst in einer Weise hintergangen haben, daß man wahrlich nicht begreift, wie eine solche Betrügerei nicht schon längst von den controllirenden Behörden bemerkt wurde. So wären auf einer Liste 15,117 Indianer verzeichnet, die angeblich am 1. Oktober 1874 verproviantirt wurden, während das nämliche Dokument die wirkliche Anzahl der von der Regierung ernährten Indianer jener Agentur auf 12,351 ansetze. Als weitere Thatsache wird erwähnt, daß die Entfernung zwischen Cheyenne in Wyoming und der Red Cloud Agentur auf 212 Meilen geschätzt wurde und daß die Regierung die Transportkosten für diese Distanz bezahlen mußte, während sie in Wirklichkeit nur 145 Meilen betrage. Auf Grund dieser Beschuldigungen wurde Mitte Juli 1875 eine Commission ernannt, deren Vorsitzender Thomas C. Fletscher aus St. Louis (früherer Gouverneur von Missouri) ist, und zu der außerdem gehören die Herren Benj. W. Harris von East-Bridgewater (Massachusetts); Chas. F. Faulkner von Martinsburg (Westvirginien); General Clinton B. Fisk und E. P. Smith; die beiden Letzteren sind Mitglieder des Indianeramts. Die Untersuchung selbst wird auf der Red Cloud Agentur stattfinden.

Nicht minder gravirende Beschuldigungen wie Professor Marsh hat William Welsh, ehemaliger Präsident der In-

dianercommission, in öffentlichen Briefen vorgebracht; er zählt eine Reihe von Lieferungscontracten auf, durch welche die Regierung in der schamlosesten Weise geplündert wurde.

* * *

Präsident Grant erklärte nach seinem (ersten) Amtsantritte, der am 2. März 1869 erfolgte, offen und unzweideutig gegen die Indianer eine Friedenspolitik befolgen zu wollen; er hat dieselbe bis auf den heutigen Tag beibehalten, ohne hiermit, was selbst seine besten Freunde zugeben müssen, irgendwie nennenswerthe Erfolge erzielt zu haben; der Zweck, den er hierbei in's Auge faßte, und der dahin ging, die Ursachen zu gewaltsamen Collisionen der Indianer mit den Weißen hinwegzuräumen, ist augenscheinlich nicht erreicht worden. Im Gegentheil, die Indianer faßten die gegen sie eingeschlagene Friedenspolitik so auf, daß es ihnen unter dem Schutze derselben gestattet wäre, die wildesten Excesse zu verüben. Ich müßte sehr ausführlich werden, wollte ich nur die hervorragendsten ihrer in den letzten sechs Jahren unausgesetzt verübten Ueberfälle, ihrer zahlreichen Greuelthaten gegen die weißen Ansiedler schildern, wollte ich der vielen Streifzüge gedenken, die von Seiten der amerikanischen Truppen zu ihrer Verfolgung und Züchtigung und zu ihrer gewaltsamen Zurückbringung nach ihren von ihnen in großen Schaaren heimlich und in völlig unbefugter Weise verlassenen Reservationen unternommen werden mußten. Denn der Indianer hält Versprechungen und Verträge nur so lange, wie es ihm angenehm ist; um einen Vorwand ist er nie verlegen; wenn er seine Reservation verläßt, so sagt er, daß er dies wegen Mangels an Wild thue, oder daß die Früchte nicht gediehen seien und er deshalb verhungern müsse.

Daß sich übrigens auch die Weißen gar mancher schweren Sünde gegen die Rothhäute schuldig machen, darf hier nicht verschwiegen werden. Es geht eben heute noch im fernen Westen gerade so zu wie vor Jahrzehnten. Aus geringfügigen, in keiner Weise zu rechtfertigenden Ursachen schießt auch heute noch ein Weißer einen Indianer nieder; er verübt einen Mord, aber doch geht er straflos aus, da sich gegen einen derartigen Fall die Staats- oder Territorialbehörden, wenn sie auch nicht machtlos sind, so doch sehr gleichgültig verhalten. Wenn aber ein Stammgenosse des ermordeten Indianers durch Tödtung eines Weißen die Unthat rächt, dann erhebt sich sofort die gesammte in der Nähe wohnende weiße Bevölkerung und verlangt den Krieg gegen die feindseligen Indianer, der auch dann gar nicht selten ausbricht und oft erst nach Erschlagung vieler Rothhäute endet. Oder es kommt vor, daß ein Trapper oder ein Mann, der sich eine abgelegene Farm hergerichtet hat, von einer mehrtägigen von ihm unternommenen Reise nicht mehr heimkehrt. Nach längerem Suchen oder vielleicht auch zufällig findet man ihn irgendwo erschlagen. Sofort wird angenommen — wenn es auch gänzlich an Beweisen für die Richtigkeit dieser Unterstellung fehlt — daß er von Indianern getödtet worden sei. Die Freunde des Ermordeten geloben, ihn zu rächen und der erste beste Indianer, den sie vereinsamt auf der Jagd oder dem Fischfang treffen, wird nun erschossen. Aber auch des Indianers Tod wird an den Weißen von seinen Stammesgenossen gerächt. Dies ist der Ursprung der endlosen Racheakte im fernen amerikanischen Westen. Es ist eben in dieser Beziehung heute noch so, wie es vor mehreren Generationen war: die roheste Rachelust, das wildeste Begehren, das unersättliche Lechzen nach Blut. Denn der Amerikaner und der Indianer, gleichviel, welchem Stamme er angehören

mag, können sich gegenseitig nicht vertragen, sie können, sie wollen eben nicht friedlich nebeneinander leben.

Als Grant sein hohes Amt antrat, beschloß er, die Mitwirkung des ganzen religiösen Elementes des Landes, dem er als Präsident vorsteht, zur Civilisirung und Christianisirung der Indianerracen in Anspruch zu nehmen. Zu diesem Behufe wandte er sich zunächst an Missionsbehörden und Religionsgenossenschaften der verschiedensten Bekenntnisse, mit der Bitte, geeignete Männer auszuwählen und zu den Indianern zu senden, um ihnen gegenüber als Friedenscommissäre aufzutreten, sie mit den Segnungen der Civilisation bekannt zu machen und ihre wilden Triebe durch christliche Sanftmuth und Gerechtigkeit zu bezähmen. Gegenwärtig fungiren auf den indianischen Agenturen 73 Friedenscommissäre, die folgenden religiösen Sekten angehören:

Quäker	16	Congregationalisten	3
Baptisten	6	Episcopale	8
Presbyterianer	9	Unitarier	3
Methodisten	14	Lutheraner	1
Katholiken	7	Israeliten	1
Reformirte	5		

Was jedoch die Leistungen dieser vom edelsten Streben beseelten Männer betrifft, die ihr Amt als Ehrensache auffassen und im Allgemeinen von der Regierung keinen Gehalt beziehen, sondern von ihren Missionsanstalten unterhalten werden, so sind sie bis jetzt geradezu Null.

Man hoffte auch dadurch den Frieden zu sichern und zu erhalten, daß man manche der hervorragendsten und einflußreichsten Indianerhäuptlinge zum „Großen Vater“ (big father) nach Washington kommen ließ. Man gab sich der Erwartung hin, daß, wenn sie mit dem Präsidenten und dem Secretär des Innern die Friedenspfeife geraucht hätten und

reichlich mit Geschenken versehen entlassen würden, sie dann mit den friedfertigsten Gefühlen dem „bleichen Bruder" gegenüber zu ihren Stammesgenossen zurückkehren würden. Im Jahre 1870, sowie auch später, fanden sich zu Washington eine Menge solcher Häuptlinge ein; aber die Hoffnung, daß sich im „Weißen Hause" besser mit ihnen unterhandeln lassen würde als in ihren Wigwams, wurde bitter getäuscht. Für die werthvollen Geschenke, die man ihnen machte, z. B. Flinten, Schießmaterial aller Art, Pferde und Sattelzeug, Tücher und Glasperlen, erwiesen sie sich nicht im Mindesten dankbar; sie leben sich bald in den durchaus irrigen Gedanken ein, daß solche Geschenke einen ihnen gebührenden Tribut bilden; sie erblicken in ihnen überhaupt einen Beweis der Schwäche der amerikanischen Regierung. In endlosen Klagen und Jeremiaden, zugleich aber in ganz bestimmter, entschiedener Weise haben sie den von der Regierung gestellten Anträgen ihre eigenen Forderungen entgegengesetzt, die einfach dahin gehen, daß sie wie bisher ihr Jagd- und Nomadenleben fortsetzen, daß sie keine Eisenbahnen durch ihr Gebiet dulden wollen, daß die Forts geräumt werden müßten (siehe S. 82), da sie eine beständige Drohung gegen die Indianer seien, und daß sie so viel Waffen, Munition, Kleidung und Nahrung vom „Großen Vater" erhalten müßten, als sie benöthigten.

Für den einen oder anderen Indianerhäuptling wurde übrigens der Besuch in Washington fast verhängnißvoll. Nach ihrer Heimkehr erzählten sie ihren Kriegern von dem vielen Merkwürdigen und Interessanten, was sie Alles während ihres Besuches beim „Großen Vater" und ihres Aufenthaltes in der großen Stadt gesehen hatten; allein die Krieger schüttelten ob solcher ihnen unglaublich scheinenden Mittheilungen würdevoll die Köpfe, erklärten mit betrübter Miene

und voll tiefer Wehmuth, daß die schlauen Weißen um die Augen ihres theueren Häuptlings eine „schlimme Medicin" gestrichen haben müßten, damit er Alles sehen möge, wie es ihnen nur beliebte, und räumten ihm nicht mehr sein bisheriges Ansehen und seinen weitgehenden Einfluß ein.

* * *

Um endlich vor den Indianern Ruhe zu haben, oder wie man sanguinisch hofft, um die Indianerfrage zu lösen, tauchte vor einigen Jahren bereits der auch heute noch nicht fallengelassene Plan auf, zu dem Präsident Grant bereits im Voraus in einigen öffentlichen Botschaften seine Zustimmung ertheilt hat, alle Indianer nach und nach in ein Gebiet der Union zu concentriren, das bereits längere Zeit unter dem Namen Indianer Territorium (Indian Territory) bekannt ist. Hier wohnen schon seit Jahren einige der volkreichsten und bildungsfähigsten Stämme, nämlich die Cherokesen, Choctaws, Chickasaws, Creeks und Seminolen, denen man jenes Land als Ersatz für die von ihnen gemachten ausgedehnten Gebietsabtretungen an die Vereinigten Staaten angewiesen hatte. Diese Stämme haben zwar anderen Indianern ebenfalls den Aufenthalt in ihrem Lande gestattet (wie den Osages, Peorias, Ottawas), schließen aber die Weißen völlig aus, sofern sie sich nicht mit Indianerinnen verheirathen.

Wenn nun in diesem Gebiete nach und nach die sämmtlichen Indianer vereinigt würden (mit Ausnahme der wenigen, die es vorziehen sollten, ihre Heimstätte zwischen den Weißen zu suchen), dann würde Präsident Grant, wie er dies deutlich in seiner Botschaft an den Congreß vom 2. December 1873 zu erkennen gab, vorschlagen, eine vollständig organisirte Territorialregierung einzusetzen. Das neue Terri-

torium soll im Congreß repräsentirt werden und seine Bewohner (also die Indianer) sollen aller Rechte und Privilegien von Bürgern der Vereinigten Staaten theilhaftig werden. Das Land soll vermessen und gleich den anderen Vereinigten Staaten Ländereien abgetheilt werden; jedes indianische Individuum (Mann, Weib oder Kind) soll 160 Acker als Eigenthum erhalten, das erst nach zwanzig Jahren verkauft werden kann. Nicht wie bisher besäße also der ganze Stamm das Land, sondern es wäre Privateigenthum jedes Einzelnen.

Das nach der Vertheilung an die indianischen Bewohner des Territoriums übrig bleibende Land würde verkauft, und zwar zu solchen Preisen, daß durchschnittlich 1¼ Dollars für den Acker erlöst würde. Der Ertrag soll den Indianern gehören und in deren Interesse von den Vereinigten Staaten verwaltet werden.

Man hegt natürlich nicht die entfernteste Absicht, dieses ausschließlich zunächst für Indianer bestimmte, theilweise sehr fruchtbare, mit Metallen, Petroleum und Kohlen gesegnete, 3200 deutsche Quadratmeilen große Gebiet, das dann den Namen „Oklahama", d. h. zu deutsch „die Heimath des rothen Mannes" erhalten soll, mit einer Art chinesischer Mauer zu umgeben; man hofft im Gegentheil, in jeder Beziehung den Verkehrsinteressen Rechnung tragen zu können, die namentlich für den amerikanischen Südwesten gebieterisch Eisenbahnen durch das neue Indianerland erfordern.

Aber dieser Plan, gegen dessen Ausführung die das jetzige Indianer Territorium bewohnenden Rothhäute, so wie er in allgemeinen Zügen bekannt war, auf das Entschiedenste sich verwahrt haben, wird überhaupt nur dann verwirklicht werden können, wenn die Regierung ihre seitherige unfruchtbare Friedenspolitik aufgibt, wenn sie statt der von ihr bisher ge-

übten Taktik und humanen Diplomatie mit Strenge auftritt, wodurch man einem Wilden allein imponirt. Hierzu wird es nöthig sein, daß die Führung der Indianerangelegenheiten dem Kriegsministerium übertragen würde, wie man dies mit Recht von vielen Seiten verlangt.

Geht der Plan, alle Indianer auf ein verhältnißmäßig kleines Gebiet zu vereinigen, in Erfüllung, so ist die Möglichkeit geboten, sie weit besser als bisher zu überwachen und ihnen weit leichter die Segnungen der Civilisation zuzuführen.

Ob aber jemals in dieser Hinsicht ein Umschwung zum Besseren stattfinden, ob es jemals gelingen wird, die Gesammtheit der nordamerikanischen Indianer und deren Abkömmlinge von umherstreifenden Jägern zu seßhaften Ackerbauern zu machen und sie aus dem bisherigen Zustande der Barbarei in den der Civilisation zu versetzen? Nach zahlreichen in dieser Beziehung vorliegenden Erfahrungen muß man diese Frage, so schmerzlich es auch den Menschenfreund berührt, entschieden verneinen. Wie viel ist nicht schon geschehen, sie heranzubilden, sie mit unsäglicher Geduld und regstem Eifer in den Künsten des civilisirten Lebens zu unterrichten und deren Annehmlichkeiten ihnen klar zu machen, wodurch man hoffte, sie zu einer Aenderung ihrer bisherigen Anschauungen und Lebensweise zu vermögen. Aber umsonst waren alle bisherigen Bemühungen, praktische Erfolge in dieser Hinsicht unter ihnen zu erzielen, mochten auch zahlreiche von den edelsten Gedanken beseelte, von idealem Streben erfüllte, von regstem Eifer durchdrungene, vor keiner Mühe und Gefahr zurückbebende Missionäre oder Philanthropen Jahre ihres Lebens diesem Zwecke opfern! Allerdings wird zum Beweise für die Civilisationsfähigkeit der Indianer häufig auf die im Indianer Territorium wohnenden Cherokesen

hingewiesen, die schöne blühende Farmen besitzen und einige recht gebildete Männer aufweisen können. „Wer aber", fragt Carl Hillebrand-Menin, der vielfach im Gebiete dieses Indianerstammes gewesen ist und seine Sitten und Gebräuche aus eigener Anschauung kennt, im Sonntagsblatt der New Yorker Staatszeitung vom 24. August 1873, „sind die ausgezeichneten Cherokesen und wer die Eigenthümer der Farmen? Sind es Rothe oder Weiße? Das weiße Blut ist bei diesen Männern so vorherrscheud, daß es lächerlich ist, sie Indianer zu nennen. Der Vollblut-Cherokese erhebt sich über den wilden Indianer nur in sofern, als er kein Nomadenleben mehr führt, statt in Wigwams in elenden Blockhütten lebt und gerade so viel bezieht, als er nothwendig braucht. Es ist lächerlich, die Cherokesen als einen Beweis von der Civilisationsfähigkeit der Indianer anzuführen, und wer es thut, hat entweder die Ansiedelungen dieser Indianer nie gesehen oder er lügt."

* *
*

Noch muß ich als weiteren, sehr erheblichen Grund für das allmähliche Aussterben der Indianer die allgemein gültigen, langsam zwar, aber sicher und unaufhaltsam wirkenden Naturgesetze anführen, denen die Indianer ebenso unterworfen sind, wie andere Völker. Auf diesen Naturgesetzen, die sich darin äußern, daß sie das, was seine Aufgabe erfüllt hat, ausscheiden, beruht wesentlich die Möglichkeit des Fortschritts und der Weiterentwickelung der rastlos nach höheren Zielen strebenden Menschheit. „Ueber wie viele Völker", ruft Carl Hillebrand-Menin aus, „ist die ringende Menschheit nicht schon hinweggeschritten? Wer kennt die Völker,

wer zählt ihre Namen, deren Gräber eingesunken und mit dem Grase der Vergessenheit völlig überwuchert sind?"

Der Indianer muß in der Civilisation aufgehen oder untergehen; eine andere Möglichkeit gibt es nicht, und wenn auch hundertmal das von der amerikanischen Regierung bis jetzt gegen die Indianer befolgte Verfahren geändert wird. Kann auch dasselbe vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht immer tadellos erscheinen, hat es gar manche mit unverantwortlichem Leichtsinn und grober Unwissenheit begangene Handlungen aufzuweisen: gegen den von sentimentalen Gefühlsduslern wiederholt der amerikanischen Regierung gemachten Vorwurf, daß sie durch brutales Auftreten und rücksichtslose Nichtbeachtung uralter Anschauungen, Einrichtungen und Gebräuche auf diese Menschenrace Unrecht auf Unrecht häufe und sie unbarmherzig in's Verderben jage, muß dieselbe unbedingt in Schutz genommen werden.

IX.

Landwirthschaftliche Verhältnisse.

Einzelne Theile der Prairien des amerikanischen Westens sind zur Zeit ganz unfruchtbar, erhebliche Bezirke, namentlich solche, die sich gegen den Fuß der Felsengebirge hin erstrecken, werden sich ihrer Erhebung über dem Meere und der auf ihnen herrschenden Trockenheit wegen nie lohnend für den Ackerbau erweisen (siehe S. 15), können jedoch Verwendung zur Viehzucht finden. Diese beschränkt sich vorläufig fast ausschließlich auf das Hornvieh; doch wird man sich später mit Erfolg und Vortheil auch auf die Schaf-, Pferde- und Maulthierzucht legen können; denn es fehlt nicht an ausgedehnten, hierzu vortrefflich geeigneten Flächen, die ohne andere Kosten als die Bezahlung der Hirten zu benützen wären. Daß man sich zur Zeit irgendwo auf den westlichen Prairien mit Milchwirthschaft im Großen befasse, ist mir nicht bekannt.

Im Allgemeinen hat man bis jetzt der Viehzucht nicht die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt; sie wird auf eine sehr leichte, oberflächliche, wenig rationelle Weise betrieben; ebenso verschwenderisch und unvernünftig wird darauf losgewirthschaftet, wie bei der von mir bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnten Ausbeutung der Wälder (siehe mein „Cali-

fornien" S. 168—73), worüber ich mich auch in diesem Abschnitte aussprechen werde. Das Vieh wird nämlich einfach sich selbst überlassen. Im Sommer weidet es ganz nach Belieben in den um die Farm herumliegenden, mit nahrhaftem Grase bewachsenen und eine ausgezeichnete Weide bietenden Prairieflächen; diese liefern auch eine hinreichende Menge von Heu, von dem man mit wenig Kosten einen Vorrath anlegen kann, der sich während der Schneestürme im Winter als sehr werthvoll erprobt. Uebrigens ist von einer richtigen Winterfütterung fast nirgends die Rede. Nur die Arbeitsthiere, die Milchkühe und die Kälber werden im Stalle gefüttert und genießen einige Pflege; zum Schutz des anderen Viehs gegen Schneefälle oder sonstige schlechte Witterung errichtet man höchst einfache, leicht herzustellende Strohschober und Strohdiemen. Die verhältnißmäßig seltenen Fälle ausgenommen, wo der Boden mit einer dicken Schneelage bedeckt ist, braucht das Vieh eine besondere Heufütterung deshalb nicht, weil die zu Beginn des Sommers in üppiger Fülle wuchernden Gräser und Futterkräuter, wenn sie im Boden stehen bleiben, nach und nach austrocknen (nicht, wie man oft irrig glaubt, vertrocknen), so daß sie gegen Ende des Herbstes geradewegs zu nahrhaftem Heu geworden sind, wodurch eine freie Ueberwinterung des Viehs ermöglicht ist. Wichtig ist auch die unter dem Namen bunch-grass bekannte Festuca-Art, die in ihrem scheinbar verwitterten Halme einen grünen, auch unter der Schneedecke sich erhaltenden Schoß treibt. Daß nicht blos Hornvieh, sondern auch andere Thiere recht gut in den Regionen des fernen Westens im Freien überwintern können, ergab sich bereits in den Jahren 1849 und 1850, wo zahlreiche Caravanen nach Californien's Goldfeldern zogen. Es mußten tausende von Pferden, Maulthieren und Ochsen, da man nicht in der Lage war,

ihnen auch nur eine handvoll Hafers oder anderen Getreides zu reichen, im tiefen Winter sich selbst ihr Futter suchen, was ihnen mit überraschender Leichtigkeit und ohne Einbuße von Kraft gelang. Wovon nähren sich denn im Winter die auf den Prairien hausenden zahlreichen wilden Thiere — die Herden von Antilopen, Büffeln u. s. w.?

Die Schafzucht ist bis jetzt überall auf den Prairien noch verhältnißmäßig sehr unbedeutend, obschon das Klima sowohl, als auch die Bodenbeschaffenheit mancher Gegenden sich hierzu entschieden eignen würden. Haben auch in Kansas allerdings schon manche diesen Zweig der Landwirthschaft mit Vortheil zu ergreifen begonnen und sogar mit schwerem Gelde Racenthiere sich angeschafft, so liegt doch eben Alles dort noch in den ersten Anfängen. Aber gerade der in ausgedehntem Maße zu betreibenden Schafzucht wäre ein lohnender Erfolg gewiß, wenn man bedenkt, wie groß in den Vereinigten Staaten der Bedarf von Wolle ist, den sie noch immer, was kaum glaublich scheint, in sehr beträchtlichen Mengen aus den verschiedensten Ländern beziehen müssen. So betrug nach einer genauen Angabe, die in einer Julinummer des „New York Journal of Commerce" enthalten ist, die New Yorker Wolleinfuhr von auswärtigen Ländern während der ersten sechs Monate des Jahres 1874 12,114,910 Pfund.

Sehr verschieden sind die Gesetze, die in Beziehung auf das frei weidende Vieh und den von ihnen an Feldern etwa angerichteten Schaden erlassen sind. Bis jetzt kann, wo immer die sofortige Einfriedigung der Ackerfelder wegen Holzmangel mit Schwierigkeiten verknüpft ist, dieselbe ohne Nachtheil unterlassen werden; denn die Viehbesitzer müssen die nicht eingefriedigten Felder schonen oder die Verantwortung über den etwa gestifteten Schaden tragen. Sie bestrei-

ten daher gemeinsam die Kosten, die zur Anstellung geeigneter Hirten nöthig sind.

* * *

Ueber den Farmbetrieb, wie er gegenwärtig auf den Prairien des amerikanischen Westens stattfindet, gebe ich nachstehende Mittheilungen; sie beruhen theils auf meinen persönlichen Anschauungen, theils auf den zuverlässigsten Berichten, die ich sowohl in Büchern, als auch in der deutsch-amerikanischen Presse gefunden habe.

Einstimmig herrscht die Ansicht, daß Niemand eine Farm anlegen sollte, wenn er nicht dafür doch mindestens einige hundert Dollars aufzuwenden hat; bei geringen Ansprüchen kann er übrigens ganz gut mit 250 bis 350 Dollars eine eigene Farmwirthschaft wagen; tausende, später durch ihren Fleiß und die Früchte ihrer Arbeit wohlhabend gewordene Farmer haben mit einem solchen kleinen Capital die Landwirthschaft angefangen. Aber wenn auch einige hundert Dollars mehr als die oben genannte Summe zur Verfügung stehen, so ist doch aller Wahrscheinlichkeit nach der Anfang immer noch schwer und hart. Denn angewiesen auf sich selbst, der weiblichen Beihülfe sehr häufig entbehrend, muß sich der Farmer namentlich in der ersten Zeit mancher ihm bisher ungewohnten Arbeiten unterziehen; er muß es verstehen, seine einfache Mahlzeit selbst zu bereiten, seine Kleider zu flicken, sein Weißzeug zu waschen, sein Vieh zu behandeln und in gutem Zustande zu erhalten, und seine landwirthschaftlichen Geräthe, wenn sie Schaden gelitten haben, wieder auszubessern. Ueberdies hat jeder Lehrgeld zu zahlen, ehe er die richtigste Behandlung des Bodens gelernt hat, ehe er weiß, ihn mit den entsprechenden Früchten zu bestellen und

seinen Ertrag vortheilhaft zu verwenden. Am Besten dürfte fortkommen, wer sich, ehe er selbst eine Farm bearbeitet, eine zeitlang bei einem tüchtigen Prairielandwirthe verdingt und hierdurch praktische Erfahrungen sammelt. Aber leider glauben manche, die bisher nie in ihrem Leben eine Furche gezogen haben und vielleicht nicht im Stande sind, eine Egge von einem Pflug zu unterscheiden, denen überdies das erforderliche Capital gänzlich mangelt, mit Leichtigkeit Farmer werden zu können. Ueberdies verfallen sie noch häufig in den großen Fehler, gleich von Anfang an eine zu ausgedehnte Strecke Landes in Angriff zu nehmen und in Unkenntniß der bestehenden Gesetze die auf die gesicherte Erwerbung von Ländereien gerade in Nordamerika überaus nöthige Vorsicht außer Acht zu lassen. Es könnte sonst nicht vorkommen, daß sehr viele Titelbriefe (land-patents) auf öffentliche Ländereien, die von Ansiedelern beansprucht werden und von ihnen urbar gemacht sind, in dem zu Washington, D. C., bestehenden General-Landamt der Vereinigten Staaten unabgefordert liegen bleiben. In Folge dieser Nachlässigkeit wird gar manchen Personen zu ihrer nicht geringen Bestürzung, selbst nach mehrjährigem Besitze ihres Landeigenthums, der Titel des Besitzes abgesprochen, und sie können ihn dann entweder niemals oder nur nach langwierigen und kostspieligen Processen zurückerhalten. Ueberhaupt muß die Unsicherheit der Besitztitel, worüber ich mich bereits in meinem Buche: „Californien, Land und Leute" S. 106 eingehender ausgesprochen habe, als eine große Schattenseite im amerikanischen Verwaltungswesen bezeichnet werden; sie bietet nur zu häufig Veranlassung zu höchst ärgerlichen Streitigkeiten und beklagenswerthen Gewaltthaten und gereicht nur den Advokaten zum Vortheil, die in ihr eine nahezu unerschöpfliche Quelle ihrer Einnahmen haben.

Wer die Absicht hat, eine Farm anzulegen, sucht sich am Geeignetsten das ihm hiefür passend scheinende Land im Juli oder August aus; zu dieser Zeit sieht er, was die Prairie im uncultivirten Zustande hervorbringt und zugleich auch, was sie, wenn bearbeitet, leistet.

In derselben einfachen und möglichst leichten Weise, wie sie von jeher üblich war, wird die Landwirthschaft auch jetzt noch immer auf den Prairien betrieben. Regelmäßig wird der rohe Prairieboden im Frühsommer, vom Mai bis Juni (in den östlicheren Theilen der Prairien wohl auch etwas früher), mit großen für diesen Zweck vortrefflich eingerichteten Brechpflügen aufgebrochen und verbleibt dann in diesem Zustande bis zum nächsten Frühjahre; die auf ihm wachsenden Gräser werden durch die Brechung umgelegt und gehen durch die Hitze des Sommers zu Grunde; durch die Kälte des Winters wird das Land mürbe gemacht. Rathsam, aber nicht gerade nöthig ist es, das neugebrochene Land im Herbste noch einmal quer zu überpflügen.

Ist nun im Frühjahre der Frost aus der Erde verschwunden, so wird auf die rauhe Furche Sommerweizen gesäet und eingeeggt. Fällt dann bald Regen und ist die Witterung namentlich um die Zeit, wo die jungen Pflanzen den Boden vollständig bedeckt haben, etwas feucht, so ist mit Sicherheit auf eine gute Ernte schweren Weizens zu rechnen; er wird Anfangs Juli reif. Die Stoppel wird im August, oft erst auch spät im Herbst, wenige Zoll tief untergepflügt, nachdem das vermeintlich überhaupt unbrauchbare Stroh darauf vorher verbrannt ist.

Im nächsten Frühjahr wird ganz ebenso verfahren wie im vorhergehenden, und so treibt's der Farmer eine ganze Reihe von Jahren hindurch, nur daß er mitunter zur Abwechselung statt Weizen auch Hafer, Gerste oder Mais baut.

In dichter besiedelten Gegenden befaßt er sich auch mit dem Anbau von Gemüsen. An Düngung des Bodens denkt er nicht.

Bei dem eben beschriebenen Verfahren kann man — allerdings nicht auf die Dauer — aber in den ersten Jahren der Urbarmachung der Prairien, so lange nämlich der Boden noch alle zum Gedeihen der Feldfrüchte nöthigen Bestandtheile in Ueberfluß enthält und der Untergrund seine natürliche Lockerheit besitzt, mit verhältnißmäßig geringer Arbeit gute Erträge gewinnen. Allein diese werden nur gar zu häufig mit großem Leichtsinn allen möglichen Zufällen der Witterung preisgegeben. Denn leider fehlt es im Allgemeinen an geräumigen Scheunen, um in ihnen die Halmfrüchte zur Zeit der Ernte unterzubringen; sie bleiben wochenlang auf dem Felde liegen — sie werden „gestockt", wie der technische Ausdruck hiefür lautet, — ehe sie gedroschen werden, was natürlich manche Verluste nach sich zieht.

Daß die namentlich auf den westlichen Theilen der Prairien herrschende Trockenheit der dortigen Landwirthschaft nicht günstig ist, daß man mehr als einmal künstliche Bewässerung wird einführen müssen, wurde bereits S. 14 dargelegt; andererseits erweisen sich den Farmern in den östlichen Theilen der Prairien die S. 11—13 bereits hervorgehobenen Schwankungen in der Wassermenge der Flüsse zuweilen sehr unangenehm, da durch Ueberschwemmungen die Ernte theils weggespült, theils der Fäulniß überliefert wird. Man wird sich später, will man solche Katastrophen vermeiden, mit der Regulirung mancher Prairieflüsse beschäftigen und Eindämmungen herstellen müssen (wie sie bereits vielfach in Louisiana vorhanden sind), da hierdurch allein dem offenen Lande der ihm jetzt gänzlich fehlende Schutz geboten werden kann. An-

dere Nachtheile, gegen die der Farmer anzukämpfen hat, sind S. 156 besprochen.

* * *

Das Urbarmachen des Prairiebodens ist außerordentlich leicht und einfach, weil aus demselben weder Steine noch Baumwurzeln mit mühsamer und zeitraubender Arbeit entfernt werden müssen. Namentlich hat die im Eingang des ersten Abschnittes (S. 15) bereits erwähnte, für die Prairien des amerikanischen Westens so charakteristische Baumlosigkeit, die ich S. 17—19 auch zu erklären versucht habe, so störend und nachtheilig sie auch in mancher Beziehung ist, für den Farmer doch den unbestreitbar großen Vortheil, daß ihm die vielen und bedeutenden Schwierigkeiten entfallen, die mit dem Lichten und Hinwegräumen des anderswo den Boden bedeckenden Gehölzes verbunden sind.

Auch macht sich bereits jetzt schon der Holzmangel auf den Prairien nicht mehr so unangenehm fühlbar wie früher; denn die Eisenbahnen führen nicht nur Bauholz in genügender Menge herbei, sondern beschaffen auch zu billigen Preisen Brennmaterial aus den umfangreichen Steinkohlenlagern, die seit wenigen Jahren in den an die Prairien westlich anstoßenden Felsengebirgen entdeckt wurden und theilweise wenigstens Ersatz für das Holz bieten. Ueberdies werden sich die Baumpflanzungen auf den Prairien von Jahr zu Jahr mehren, da Beweise genug vorliegen, daß sich die hierauf verwandte Mühe reichlich lohnt. So wuchsen, wie Julius Fröbel Band II, S. 491 seines Buches „Aus Amerika“ meldet, „an der Stelle, wo jetzt an der texanischen Küste die Stadt Galveston steht, früher keine Bäume, während es gegenwärtig in den Straßen und Gärten der Stadt nicht an solchen (meistens



Urbarmachung des Prairiebodens.

Ailanthus) fehlt, und diese einen gesunden und kräftigen Wuchs zeigen."

Aber nicht blos die Ansiedeler, auch die Eisenbahngesellschaften, denen ungemein viel daran liegt, möglichst billig die für die Bahnen nöthigen Schwellen zu erhalten, werden die Anpflanzung von Bäumen sich angelegen sein lassen. Schon hat die Kansas Pacificbahn an drei Plätzen, nämlich zu Wilson (230 Meilen), zu Ellis (302 Meilen) und zu Wallace (420 Meilen westlich von Kansas City) je zehn Acker Landes mit achtzehn verschiedenen Arten von Bäumen bepflanzt, darunter die schwarze Walnuß, den Ailanthus, die weiße Esche, die Weide, den Ahorn und den Catalpabaum. Zum Anpflanzen haben sich wenig geeignet erwiesen die europäische Lärche und der Kastanienbaum; die corsische Tanne und Lawson's Cypresse wollen auf den Prairien von Kansas gar nicht gedeihen. Hinsichtlich der Obstbäume liegen bis jetzt mit Ausnahme von Kansas, wo einige bessere Obstsorten recht gut gedeihen und sogar die Rebe gepflanzt wird, keine Erfahrungen vor; noch fehlt es an ausführlichen Versuchen.

Der St. Paul- und Pacificbahn (in Minnesota) entlang geht unter der verständigen Leitung des um die Waldcultur sehr verdienten Herrn L. B. Hodges, der zu diesem Zwecke von jener Bahngesellschaft angestellt ist, das Bäumepflanzen wacker voran. Es wurden in letzter Zeit (März bis Mai 1875) über hunderttausend Baumpflanzen und Schnittlinge an die Farmer der Gegend zum Anpflanzen vertheilt. Von mehreren Seiten wurde der Vorschlag gemacht, der hoffentlich später zur praktischen Ausführung gelangen wird, den ersten Mai jedes Jahres als einen allgemeinen Baumpflanzungstag zu betrachten und allüberall an diesem Tage ein dahin einschlagendes Werk zu verrichten.

Sogar von Seiten des Congresses, der die Wichtigkeit von Baumpflanzungen erkannte, wurde am 13. März 1873 ein hierzu ermunterndes, für das ganze Gebiet der Union gültiges Gesetz erlassen, das zweifelsohne in nicht zu ferner Zeit eine günstige Wirkung äußern wird. Es bestimmt, daß Jedermann, der vierzig Acker d. i. eine Viertelsektion öffentlicher Ländereien mit Bäumen in gegenseitiger Entfernung von nicht mehr als zwölf Fuß bepflanzt und zehn Jahre lang in gutem Zustande erhält, nach Ablauf dieser Zeit, sobald die Thatsache durch zwei glaubwürdige Zeugen festgestellt ist, einen Besitztitel auf diese vierzig Acker empfangen soll. Das Gesetz bestimmt ferner, daß Jedermann, der sich auf Grundlage des Vorkaufs- und Heimstättegesetzes vom 20. Mai 1862 oder unter den Amendements zu diesem Gesetze niedergelassen hat und nach drei Jahren der Besiedelung durch zwei glaubwürdige Zeugen den Beweis liefert, daß von ihm ein Acker in obiger Weise bepflanzt und in gutem Zustande erhalten worden ist, einen Besitztitel (Patent) auf sechzehn Acker des Heimstättelandes empfängt. Auch soll kein unter diesem Gesetze erworbenes Land für eine Schuld haftbar gemacht werden, die vor Erlangung des Patentes contrahirt wurde.

Uebrigens werden meiner Ansicht nach weder dieses noch andere zum Anpflanzen von Bäumen aufmunternde Gesetze nachhaltigen Nutzen bringen, wenn nicht einmal von Staatswegen für einen wissenschaftlichen und praktisch-rationellen Betrieb der Forstwirthschaft gesorgt wird. Wie es in Deutschland und anderen europäischen Ländern schon längst geschehen ist, sollte auch in der nordamerikanischen Union die Waldcultur zu einer Staatssache gemacht, sollten alle in ihrem weiten Gebiete liegenden Forste unter die Aufsicht und Leitung wissenschaftlich gebildeter Staatsbeamten gestellt wer-

den; für Nordamerika ist ein mit entsprechenden Befugnissen ausgestattetes Bundes-Forstdepartement ebenso nöthig wie ein Schatzdepartement.

Merkwürdig bleibt es immerhin, daß die sonst so praktischen und speculativen Amerikaner nicht schon längst die Holz- und Waldfrage vom reingeschäftlichen Standpunkte aus betrachtet haben. Viele und ausgedehnte Ländereien, die aus Speculation gekauft, seit Jahren nicht bebaut worden sind, würden für den Käufer an Werth ungeheuer zugenommen haben, hätte er gleich von Anfang an sie mit passenden Holzarten bepflanzt. Auf diese Weise ließen sich mit verhältnißmäßig geringen Auslagen Capitalien weit sicherer und vortheilhafter verwerthen, als in ungewissen, oft geradezu lotteriehaften Minen.

* * *

Eine Plage, und zwar eine oft schreckliche Plage, von der hier und da in den westlichen Prairien der Landwirth heimgesucht wird, besteht in dem Auftreten zahlloser Heuschreckenschwärme (Grillus), die auf ganz unerwartete Weise erscheinend, in Bäumen, Gärten, Feldern und überhaupt allen Anpflanzungen furchtbares Unheil anrichten.

Besonders gräulich wütheten die Heuschrecken im Sommer 1874. Anfangs August dieses Jahres hatten sie im südwestlichen Theile Minnesota's einen 100 Meilen langen und 40 Meilen breiten Landstrich vollständig inne. Der Gesammtschaden, den sie hierdurch diesem Staate verursachten, wird auf 3,034,000 Dollars veranschlagt, nämlich an

	Dollars.
Weizen	2,000,000
Hafer	528,000
Mais	256,000
Anderen Früchten .	250,000
Total:	3,034,000 Dollars.

Nicht minder verheerend traten die Heuschrecken zur selben Zeit in Nebraska auf. Zweitausenddreihundert durch sie brotlos gemachte Menschen mußten bis Frühjahr 1875 ernährt und ihnen die zur Bestellung neuer Saaten nöthigen Sämereien eingehändigt werden. Die Leiden und Entbehrungen dieser von der Heuschreckenplage Betroffenen waren so entsetzlich, daß Präsident Grant auf seine eigene Verantwortung das Generalcommissariat der Armee anwies, den verarmten Bewohnern Proviantrationen zu liefern. Gar manche Ansiedeler zogen aus der verwüsteten Gegend fort, zum Theil aus wirklichem Mangel an Mitteln, die zu ihrer Ernährung bis zur nächsten Ernte erforderlich waren, zum Theil aus Entmuthigung und Furcht; aber die überwiegende Mehrzahl harrte aus und betrachtete das Unheil als ein nur vorübergehendes.

Allein leider lassen Mittheilungen von verschiedenen Punkten des Nordwestens, die zwischen März und Anfangs Mai 1875 eintrafen, das Auftreten der Heuschrecken auch in diesem Sommer befürchten. Die Hoffnung, der man sich im verflossenen Winter hingab, daß die ungewöhnlich starke Kälte die junge Brut zerstören werde, ging nicht in Erfüllung; denn bei anbrechendem Frühling traten Myriaden des gefürchteten Ungeziefers an die Oberfläche. „Der jetzigen Sachlage gegenüber", sagt das New Yorker Belletristische Journal vom 21. Mai 1875, „ist es daher unsere Pflicht,

uns mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wir es nicht mit einem Feinde zu thuen haben, der blos einen Streifzug in unser Land machte und dabei jämmerlich zu Grunde ging, sondern mit einem, der sich festen Fuß unter uns erworben, und den wir vernichten müssen, wenn wir uns ihm nicht auf Gnade und Ungnade ergeben wollen."

Von anderer Seite wird allerdings die Gefährlichkeit der im Frühling erschienenen Heuschrecken als übertrieben dargestellt. Wie Herr W. M. Grosvenor in einem langen, an die New Yorker Tribune gerichteten Briefe auseinandersetzt, seien diese Thiere nicht die mit Recht gefürchteten Wanderheuschrecken, sondern die Brut der sogenannten Rocky Mountain Locust (Acridium spretus). Da sie nicht vor Ende Juni ihre Flügel erhielten, seien sie bis dahin nicht im Stande, sich rasch von einer Stelle nach der anderen zu begeben. Es sei ferner eine bekannte Thatsache, daß die Rocky Mountain Locust, die ihre Heimath in den gebirgigen Theilen Montana's, Wyoming's und Colorado's habe, zuweilen in Schwärmen durch den Wind in die östlicheren Regionen getrieben würde und dort Eier lege. Aber die hieraus entstehende Brut habe weder die Gefräßigkeit der Eltern, noch sei sie im Stande, den Witterungseinflüssen zu widerstehen.

Ein sicheres Mittel, sich dieses geflügelten Feindes zu erwehren, kennt man bis jetzt nicht. Ein Schutz wurde im wiederholten dünnen Bestreuen des Bodens mit Gips gefunden, der ja zugleich ein werthvolles Düngungsmittel bildet. Ein anderes viel empfohlenes Mittel besteht in Grünspan. Da aber die Anwendung chemischer Mittel im Großen entschieden zu kostspielig ist, so hat man andere Vernichtungsarten theils versucht, theils vorgeschlagen. Das Anzünden von Feuern, die durch Qualm und Rauch erzeugende Mate-

rialien genährt werden (wie frisches Gras, nasses Stroh, grünes Strauchwerk, halb trockenen Torf, alte Schuhe und Lumpen, Abfälle von Hörnern, Klauen u. s. w.), hat sich begreiflicher Weise nur auf kleineren Strecken unzweifelhaft bewährt. Diese Feuer brauchen nur während der Tageszeit unterhalten zu werden; denn Nachts, wo die vollgefressenen Insekten in eine Art von Lethargie verfallen, kann man sie massenhaft durch Vieh todt treten, das man über das von ihnen bedeckte Feld hinwegtreibt.

Ein anderer Vorschlag geht dahin, nach Kräften die Verhütung der Prairiefeuer im Herbst anzustreben. Wenn die Prairien im Frühjahr angesteckt werden, zu einer Zeit, wo die junge Heuschreckenbrut den Eiern entschlüpft ist und noch unbehülflich auf den Feldern umherzappelt, können Millarden auf einmal vertilgt werden. Da jedoch vom Frühjahrsfeuer das schon emporsprießende Gras vernichtet wird, so müssen die Farmer im Sommer und Herbst einen größeren Heuvorrath als bisher bereit halten.

Ein weiterer, beherzigenswerther Vorschlag besteht darin, dafür zu sorgen, daß eine hinreichende Anzahl von gefiederten Insektenvertilgern in den westlichen Gegenden heimisch gemacht werde. Durch die Einfuhr, Vertheilung und Pflege insektenvertilgender Vögel, wie Sperlinge, Finken u. s. w., denen durch geeignete Gesetze der nöthige Schutz gewährt würde, könnten, wie man glaubt, die durch die Heuschrecken entstehenden Nachtheile, wenn auch nicht ganz abgewendet, so doch wesentlich verringert werden.

Das einzig sichere Mittel, die Eier der schädlichen Brut zu vertilgen, scheint die Verbrennung derselben zu sein. Dieses einfache Verfahren hat der französische General Chanzy in Algier im Sommer 1874 mit großem Erfolge eingeschlagen. Auch tiefes Pflügen der Felder ist zu empfeh-

len; denn hierdurch kommen die Heuschreckeneier in feuchte Erde und werden nicht ausgebrütet oder sie werden durch das Gewicht der herausgeworfenen Erde erdrückt. Aber nicht immer erreicht man diesen Zweck; denn zuweilen werden Eier, wahrscheinlich durch die bei der Verwesung zahlreicher anderer Eier entwickelte Wärme, doch ausgebrütet, und die jungen Heuschrecken strömen dann wie Quellen aus der Erde hervor.

Als Curiosum verdient Erwähnung, daß der Gouverneur des Staates Missouri wegen der Heuschrecken Ende Mai 1875 einen Buß- und Bettag angeordnet hat (durch den er sie zu vertilgen hoffte), so wie fast gleichzeitig in Nebraska der Bischof der Episcopalkirche zu dem Hülfsmittel des Betens gegriffen hat, um hierdurch das Land vor den Verheerungen der Heuschrecken zu bewahren!

Daß die Heuschrecken ein beliebtes Nahrungsmittel der Indianer sind, ist bekannt; aber auch Amerikaner haben Versuche über die Eßbarkeit der Grashüpfer (wie man wohl etwas frei das englische Wort »grasshopper« übersetzen darf) in jüngster Zeit angestellt. „Das Aroma der zubereiteten Thiere", sagt wörtlich Professor Charles V. Riley, „ist höchst angenehm. Im eigenen Fette gebraten, haben sie einen lieblichen, nußartigen Geschmack."

Uebereinstimmende Angaben aus verschiedenen Oertlichkeiten weisen darauf hin, daß die Heuschrecken in ihren Wanderungen unabänderlich der Richtung von Westen nach Osten folgen. Unfähig gegen den Wind zu fliegen, haben sie die Gewohnheit, auf eine günstige Luftströmung zu warten, um sich in wolkenähnlichen Schwärmen auf neue Nahrungsplätze tragen zu lassen. Die Geschwindigkeit, mit der sie durchschnittlich wandern, mag sich im Tag auf sechs bis sieben Meilen belaufen. Welschkorn scheint von ihnen beson-

ders bevorzugt zu werden; im südwestlichen Kansas und in Nebraska wurde die Maisernte durchaus von ihnen zerstört; aber bei ihrer Freßgier, die unersättlich scheint, verschmähen sie weder Getreide noch selbst Gartengemüse und Obst irgend einer Art. In der Zeit von sechs Stunden haben sie ein Weizenfeld von 70 Acker total abgefressen. Der Kartoffel, der Rübe und anderen Knollengewächsen kann dieses Insekt nicht viel schaden.

Wie gesagt, hat man das Auftreten größerer Heuschreckenschwärme fast ausnahmslos in Gegenden bemerkt, die keine größeren Waldungen besitzen. Auch die asiatischen Heuschrecken entstehen in großen, unbewaldeten Ebenen, die dem Sonnenstrahl freien Spielraum zur Ausbrütung der Eier gewähren, keine Feuchtigkeit zur Zerstörung derselben ansammeln und keine Vögel beherbergen, welche die Larven fressen.

Aeußerst werthvolle Abhandlungen über Geschichte, Verbreitung u. s. w. der Heuschrecken enthält der Anfangs Mai 1875 erschienene siebente Jahresbericht des Professors Charles V. Riley, Entomologen des Staates Missouri. Doch ist man noch vielfach über die Entstehung und Naturgeschichte dieses Insekts im Unklaren; ihr plötzliches Auftreten in großen Massen ist noch ein Geheimniß.

X.

Die Thierwelt.

Die Prairien des amerikanischen Westens haben eine eigenthümliche Thierwelt, die ich in großen allgemeinen Umrissen zu schildern versuchen will.

Zunächst fallen uns die Prairiehunde auf, die übrigens als Nagethiere und mit dem Hundegeschlecht nicht im Geringsten verwandt, ganz mit Unrecht diesen Namen führen und weit richtiger als amerikanische Erdeichhörnchen oder Murmelthiere bezeichnet werden; doch halten sie keinen regelmäßigen Winterschlaf wie ihre europäischen Verwandten. Der Name „Prairiehund" verdankt seine Entstehung wohl nur dem Umstande, daß die alten canadischen Trapper das Thierchen als petit chien zu bezeichnen pflegten.

Der zoologische Name dieses Nagers, der im Allgemeinen den Habitus der Murmelthiere, aber einen schlankeren Körper, höhere Beine und einen schmäleren Kopf hat, ist Arctomys ludovicianus *Ord.*; sehr wahrscheinlich gibt es mehrere bis jetzt nicht näher gekannte Arten. Die Länge des Thieres beträgt zwischen zehn und dreizehn, ausnahmsweise sogar fünfzehn Zoll und sein Gewicht ein bis anderthalb Pfund.

Die in großer Anzahl vorkommenden, von den Indianern Wisch-ton-wisch (auch Pispisa) genannten Prairiehunde leben gesellig in unterirdischen von ihnen selbst ausgehöhlten Woh-

nungen. Von dem ausgegrabenen Erdreich führen sie mäßig hohe domartige Hügel auf, die, oft über große Strecken ausgebreitet, soweit das Auge schaut, die Prairien bedecken und ebendeshalb Prairiehundedörfer genannt werden. In Texas hat man derartige Bauten auf einer Ausdehnung von sechzig Meilen gefunden; längs der Union-Pacificbahn sind sie häufig anzutreffen; eine Anzahl zwischen ihnen befindlicher Pfade deutet darauf hin, daß sich die Thiere gegenseitig in freundschaftlicher Weise besuchen. Natürlich schaden sie, da sie sich von Gras und seinen Wurzeln nähren, dem Pflanzenwuchs in erheblicher Weise; in der Umgebung größerer Hundedörfer ist der Boden oft ganz öde, kahl und nackt; finden die Thiere auf ihm keine hinreichende Nahrung mehr, dann verlassen sie ihn und suchen neues Weideland auf. Auch genießen sie Heuschrecken und andere Insekten.

Nähert sich ein Reisender vorsichtig einem von den Prairiehunden bewohnten Dorfe, dann gewahrt er meistens eine große Anzahl dieser Thiere, die entweder in possirlichster Stellung auf den Hinterfüßen sitzen und Männchen machen oder sich in munterster Bewegung befinden und in der lebhaftesten Weise durch eigenthümliche scharfe und hell quikende, pipsende, dem Gebell eines Hundes ganz unähnliche Laute mit einander zu verkehren scheinen. Wird der Beobachter bemerkt, was bei der großen Wachsamkeit der Thiere meistens auch dann der Fall ist, wenn er sich in ziemlicher Entfernung befindet, so schreien ihn die Hunde unwillig an, kommt er aber näher, dann verlassen sie rasch die kleinen Hügel, zwischen denen sie sich bisher umhergetummelt haben, eilen in ihre Höhlen, stellen sich mit vorgestreckten Köpfchen an die Eingänge derselben und geben schnell aufeinander folgende Töne von sich, die „Tschirp, Tschirp“ lauten. Halten sie die Gefahr für beseitigt, dann schlüpfen sie rasch wieder hervor,

wedeln mit den Schwänzchen und beginnen auf's Neue ihre gemeinsamen Spiele.

Diese niedlichen Thiere sind schwer zu erlegen, weil sie bei der Annäherung des Menschen rasch verschwinden und, wenn sie angeschossen sind, in ihre Höhlungen sich zurückziehen. Bei ihren weiten Verzweigungen hilft weder Auf- und Nachgraben noch Einschütten von Wasser. Lieutenant Pike hat einmal, wie Richard F. Burton S. 81 seines Buches „The City of the Saints, and across the Rocky Mountains“ erzählt, 140 Kübel Wasser in eine solche Höhlung gegossen, ohne hierdurch das Erscheinen auch nur eines einzigen Prairiehundes zu bewirken.

Nur in den seltensten Fällen findet eine vertrauliche Annäherung dieser Thiere an den Menschen statt. So berichtet William A. Bell Band I, S. 32 seines Buches „New Tracks in America“, daß drei Prairiehunde in einer der Hauptstraßen von Salina, einer in Kansas gelegenen Stadt, ihre Höhlungen machten und sich von den Kindern füttern ließen, und daß die Bevölkerung an den niedlichen Geschöpfen ein großes Vergnügen hatte und Jeder ihrer Rache verfallen wäre, der es versucht hätte, sie zu erschießen. Einen ganz ähnlichen Fall erzählt Theodor Kirchhoff Band I, S. 20 seiner „Reisebilder und Skizzen aus Amerika“.

Die Jungen werden ohne besondere Schwierigkeit gezähmt, bleiben aber gewöhnlich uninteressante und schläferige Stubenthiere.

Das Fleisch des Prairiehundes hat einen schwachen moschusartigen Beigeschmack, der es für die meisten Menschen ungenießbar macht; doch fehlt es nicht an Liebhabern dieser eigenthümlichen Speise.

Die unter den Prairiebewohnern allgemein verbreitete und von ihnen fest und steif gehegte Ansicht, die auch Horace

Greeley an mehreren Stellen seines interessanten Buches „An overland journey from New York to San Francisco“ verfochten hat, daß die Prairiehunde mit besonderer Vorliebe Schlangen und Eulen in ihren unterirdischen Wohnungen beherbergen, ist entschieden irrig. Allerdings gewahrt man häufig die in der Erde nistende Eule (Athene hypogrea *Bonap.*), einen kleinen, gräulichbraunen Vogel, wie eine Schildwache auf der Spitze eines Hügels und sieht den komischen Vogel gravitätisch den Kopf niederbeugen oder in ergötzlicher Weise drehen; auch flüchten sich Klapperschlangen bei einer ihnen drohenden Gefahr zuweilen in den Bau eines Prairiehundes; sie begeben sich aber nicht in die Tiefe, sondern halten sich in der Nähe des Eingangs auf, wo man sie dann ohne besondere Schwierigkeit erschießen und mit einem Stock herausziehen kann. Sicher ist, daß die Klapperschlangen junge Prairiehunde verspeisen und nicht selten in solchen Höhlen sich aufhalten, die vollständig von den Prairiehunden verlassen sind. Uebrigens ist noch manches auf die Gewohnheiten und Lebensweise der Prairiehunde Bezügliche unklar, da man sie noch nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit beobachten konnte.

* * *

Schlangen sind auf den Prairien häufiger vorhanden, als wir glauben sollten, aber mit Ausnahme der bei einiger Vorsicht leicht zu vermeidenden Klapperschlange ungiftig und ebendeshalb dem Menschen nicht gefährlich. Wir stoßen auf Coluber proximus *Say*, Coluber eximus *Say*, die vielfach auch Chicken snake genannt wird, und auf Crotalus tergeminus *Say*; die letztere, die Klapperschlange, findet sich übrigens so zahlreich auf den Prairien des amerikanischen Westens

vor, wie in irgend einem anderen Theile Nordamerika's. Namentlich kommt sie im südwestlichen Texas, in dem von den Flüssen Rio Grande und Nueces eingeschlossenen ebenen Gebiete häufig vor.

Wird die Klapperschlange nicht belästigt, so ist bei ihrer Trägheit um so weniger von ihr zu fürchten, als sie nie von ihrem Wege abgeht, um anzugreifen, sondern nur zu ihrer Selbstvertheidigung beißt. Ueberdies wird man vor der Nähe einer Klapperschlange durch ein von ihr hervorgebrachtes eigenthümliches Geräusch gewarnt, das natürlich zur Zeit ihres Winterschlafes verstummt. Das Geräusch wird durch Rasseln (Ringe) verursacht, die sich am Schwanze des Thieres befinden. Die Zahl der Ringe ist sehr verschieden und ganz unabhängig vom Alter des Thieres. Den von den Rasseln hervorgebrachten Laut kann allerdings nicht Jedermann von einem den Heuschrecken eigenen unterscheiden. Weit mehr als der Mensch sind Pferde und Maulthiere der Gefahr, von Schlangen gebissen zu werden, ausgesetzt.

Der Biß der Klapperschlange ist keineswegs, wie der der indischen Cobra (Brillenschlange, Naja tripudians *Merr.*) absolut tödtlich; zahlreich sind die Fälle, daß von der Klapperschlange gebissene Menschen geheilt wurden; sofern nicht eine Ader getroffen worden ist, tritt der Tod überhaupt nicht rasch, sondern erst nach mehreren Tagen ein. Ueberdies benützen die Prairiebewohner ein leicht anzuwendendes und — so sonderbar es auch erscheinen mag — fast durchaus sicher wirkendes Mittel gegen Schlangenbiß. Sie lassen den Verwundeten möglichst bald große Quantitäten Whiskey trinken und betrachten ihn als gerettet, sobald er Symptome von Trunkenheit zeigt, die übrigens erst dann eintreten, wenn das Gift neutralisirt und dadurch die Wirkung des Alkohols ermöglicht ist. Vielfach wird auch bei Bißwunden giftiger

Schlangen Ammoniak äußerlich und innerlich angewandt. Ein anderes Heilverfahren besteht im Vergrößern der Wunde und Ausbrennen derselben mit Pulver. Die auf den Prairien häufig vorkommende Pflanze Euphorbia lata *Eng.* (Euphorbia dilatata *Torrey*) gilt ebenfalls als äußerst wirksam, nahezu als ein Specificum gegen Schlangenbiß. Eine Quantität der Blätter dieser Pflanze wird zu einem Brei zerstoßen und dieser auf die Wunde gelegt; dies wird einige Male wiederholt und die gebissene Person wird keine üblen Folgen von dem Gift der Schlange erfahren. Verstreicht Zeit, ehe man die Pflanze erhalten kann, dann werden die zerquetschten Blätter gekocht und diese dem Patienten zum Trinken gegeben. Die Indianer betrachten als ein sicheres Mittel gegen den Biß der Klapperschlange die Galle derselben; sie tödten, wenn gebissen, die Schlange, entnehmen ihr rasch die Galle und verzehren einen Theil derselben. Soviel steht fest, daß die Zahl der Menschen, die jährlich auf den Prairien des amerikanischen Westens den Schlangen zum Opfer fallen, eine außerordentlich geringe ist.

* * *

Wilde Pferde (Mustangs), die früher zu tausenden auf den Prairien umherschweiften und nicht nur an den Küstenländern von Texas und Mexiko, sondern auch bis hinauf an den Yellowstone-Fluß anzutreffen waren, kommen gegenwärtig nur in den südlichen Theilen der westlichen Prairien vor, aber auch da nicht in erheblicher Menge. Diese kleinen, aber kräftig gebauten ausdauernden Thiere, unzweifelhaft verwilderte Abkömmlinge der von den Spaniern zur Zeit der Eroberung Mexiko's eingeführten Pferde, werden von den Indianern mit der Wurfschlinge, dem bekannten

Lasso, eingefangen, und zunächst in der Weise gebändigt, daß man ihnen die Augen zuhält und einige Male heftig in die Nasenlöcher bläst. Im Laufe der Zeit werden wohl die Mustangs sämmtlich wieder in Hausthiere umgewandelt sein.

In großer Anzahl schweifen hingegen auf den weiten Räumen der Prairien Antilopen umher, darunter namentlich Antilocapra americana *Ord.* Das zarte und schmackhafte Antilopenfleisch wird allgemein gegessen. Das Thier, das bei der Ankunft des Jägers schleunigst die Flucht ergreift, wird doch leicht durch folgende auf seine große Neugier berechnete Manipulation erlegt. Man steckt auf einer Erhöhung einen Stock, an dem man oben ein im Winde flatterndes Tuch befestigt hat, und legt sich in seiner Nähe platt auf den Boden. Von Neugier getrieben kommen in zahlreichen Schaaren die Antilopen immer näher und näher heran, und man hat nicht die geringste Schwierigkeit, mehrere derselben zu erlegen. Während der Fahrt auf irgend einer durch die westlichen Prairien führenden Bahn gewahren wir häufig Antilopen genug und mehr als einmal machen einzelne Reisende den fast immer erfolglosen Versuch, sie vom Wagen aus zu tödten, während andere weit lieber sie liebkosten.

Antilope, zierlich Thierchen,
Mit den Augen sonnenhelle,
Sag', warum so scheu, so flüchtig,
Der Savannen du Gazelle?

Wenn du durch die bunten Gräser
Eilest mit den leichten Hufen,
Schwebend, wie der Vogel flieget,
Möcht' ich gern dich zu mir rufen!

Möchte deinen braunen Rücken
Streicheln, niedliche Gazelle,

Und dir in die Aeuglein schauen,
In die Aeuglein sonnenhelle!

Sprach's — doch eh' ich kaum die Worte
Zu der Steppe Maid gerufen,
Schwand sie hinter grünen Hügeln,
Wie verschämt, mit leichten Hufen.

Theodor Kirchhoff in „Adelpha", Band I, S. 328.

Von Füchsen, die auf der Prairie sich aufhalten, ist Canis velox *Say* der gewöhnlichste. Wölfe sind zahlreich vorhanden und in zwei Arten vertreten, dem kleinen Prairiewolf oder Coyote (Canis latrans *Say*) und dem großen grauen Wolf (Canis lupus *L.*; var. griseus *Richardson*). Leute, die das Fleisch des letzteren Thieres kosteten, erklären es für durchaus genießbar und keineswegs schlecht. Dabei darf man übrigens nicht vergessen, daß diese culinarischen Studien nur in Fällen stattfanden, wo von anderen Lebensmitteln so gut wie nichts mehr vorhanden war.

Der Coyote — der Name stammt von dem aztekischen Worte coyotl, — „der Schackal der Prairien", weit kleiner als der große graue Wolf, ein sehr schlaues, in Schlingen schwer zu fangendes Thier mit schmutzig-graugelbem und langhaarigem Fell versehen, nährt sich vorzugsweise von gefallenen Thieren jeder Art. Die grauen Wölfe vergreifen sich gern an angeschossenen Büffeln, die sie in ihrer Hülflosigkeit zerfleischen; auch stellen sie Schafen und Lämmern nach. Die Prairiewölfe zeigen übrigens nicht denselben gefährlichen Charakter wie die europäischen; mir ist kein Fall bekannt, daß je von ihnen auf den Prairien ein Mensch angefallen worden wäre, obschon es häufig vorkömmt, daß sie sich zur Winterszeit in abgelegene Ansiedelungen hineinwagen. Dagegen sind sie zuweilen den Maulthieren und Pferden, sowie

den Heerden von Rindern gefährlich geworden, mit denen man vor Eröffnung einer Bahn durch die Prairien fuhr. Wenn sich nämlich die Wölfe den im Freien grasenden oder ruhenden ängstlichen und furchtsamen Thieren in der Nachtzeit zu sehr nähern, werden diese von panischen Schrecken ergriffen, und es gibt dann eine sogenannte Stampede. Die erschreckten Thiere rennen dann ganz wahnsinnig davon und hören mit ihrer Flucht oft erst dann auf, wenn sie fast völlig erschöpft sind. Solche von den Besitzern der Thiere mit vollem Rechte gefürchteten Stampedes werden oft absichtlich von den Indianern hervorgerufen, die durch ein plötzliches gräßliches Geheul die Thiere von ihren Lagerplätzen verscheuchen und während ihres wilden Umherrennens gar manche fangen und sich ihrer auf unrechtmäßige Weise bemächtigen.

Dem Bewohner der westlichen Prairien droht übrigens von reißenden Thieren so gut wie keine Gefahr; eine Plage werden ihm hie und da Fliegen und Mosquitos; auch stößt er in den südlichen Gegenden gar nicht selten auf Scorpione. Eidechsen fehlen, wie es scheint, den Prairien gänzlich.

Zuweilen werden die Prairien von Heuschreckenschwärmen heimgesucht, über die ich mich bereits S. 156—61 eingehend ausgesprochen habe.

Von Vögeln, die wir auf den Prairien treffen, sind die schmackhaften Prairiehühner (Tetrao phasianellus) und Truthühner (Tetrao urophasianus *Bonap.*) in erster Linie zu nennen; die letzteren leben in allen den Felsengebirgen nahen Prairien, die ersteren kommen in größerer Zahl nur in den östlichen Regionen der Ebenen vor, die auch häufig von sogenannten Blackbirds (Quiscalus versicolor) belebt sind. Von anderen Vögeln sind zu erwähnen der Rabe und der

Habicht, denen die auf den Prairien lebende Thierwelt reichliche Nahrung gewährt.

* * *

Das wichtigste und größte auf den Prairien zu findende Thier ist der Bison (Bos americanus), in Amerika allgemein Büffel (buffalo) genannt. Man darf dieses Thier, das man gegenwärtig östlich vom Missouri nicht mehr antrifft, keineswegs als eine Spielart des Auerochsen der alten Welt betrachten, von dem es sich in mehrfacher Beziehung unterscheidet. Des Büffels schmächtiger, wenig behaarter, stark abfallender, verhältnißmäßig schmaler Hinterbau sticht grell ab gegen die kolossale und breite vordere, mit langem zottigem Pelze versehene Körperpartie, wo wir einen hocherhabenen Widerrist, einen dicken und plumpen, gewöhnlich niedrig getragenen Kopf gewahren, der mit leicht nach aufwärts gebogenen, kurzen und dicken Hörnern von stets schwarzer Farbe verziert ist, wo wir ferner eine starke, kräftige Brust und einen gedrungenen kurzen Hals finden, an den sich ein höckerartiger Fettbuckel anschließt. Der nicht sehr lange, in seinen oberen Theilen kurz behaarte Schweif ist an seinem Ende mit einem Haarbüschel geziert. Das Gewicht des ausgewachsenen Thieres beträgt im Allgemeinen fünfzehn Centner, steigt aber zuweilen auf sechzehn Centner und darüber; Kühe wiegen übrigens bedeutend weniger als Stiere.

Der hie und da, aber doch nur äußerst selten mit Erfolg gemachte Versuch, die Büffel zu zähmen, von dem sich Balduin Möllhausen wohl mit Unrecht ebenso großen Gewinn verspricht, wie von der Einführung und Acclimatisirung dieser Thiere in Europa (siehe Band II, S. 357 seiner „Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's“), wird wohl niemals in größerem Maßstabe praktisch zu verwerthen sein. Ebenso

fehlt es an einem unantastbaren Beweise, daß eine Kreuzung des Büffels mit anderen Rinderarten erfolgreich gewesen sei.

Gegenwärtig gibt es in Nordamerika drei Hauptheerden von Büffeln, die sich allerdings gar nicht selten wieder in kleinere auflösen. Die eine hält sich in der oberen Mississippiregion und in der Nähe des Winnipeg-Sees und des Saskatschewanflusses auf, die andere lebt im ausgedehnten Yellowstonethale und die dritte haust zwischen dem Platte und Arkansas. Da aber diese Thiere ein starker Trieb zu wandern beseelt, so kann man Gegenden, die man heute voll von Büffeln antrifft, wenige Wochen später ganz von ihnen verlassen finden. Wen der glückliche Zufall begünstigt, den Thieren während ihrer Wanderungen zu begegnen*), dem bietet sich ein überaus fesselndes Schauspiel dar. Meilenweit erscheint ihm die von Büffeln geradezu besäte Ebene ganz schwarz; vergebens bemüht er sich, ihre Zahl auch nur annähernd zu schätzen. „Volle zwei Stunden nahm es uns," sagt Theodor Kirchhoff S. 44 des ersten Bandes seiner „Reisebilder und Skizzen aus Amerika", als er Ende April 1867 die Prairien mit der Postkutsche durchfuhr, „durch die dichtesten Heerschaaren der Büffelarmee hindurchzupassiren, und während weiterer zwei Stunden kamen wir bei tausenden von Seitenschwärmen vorbei, die einzeln oder in kleineren und größeren Abtheilungen vorüberdefilirten, alle gegen Norden eilend." Reisende, die wie Hepworth William Dixon, Albert D. Richardson, Horace Greeley, einige Jahre früher durch diese Gegenden kamen, haben während einer schnellen Fahrt von dreißig, ja selbst vierzig und mehr Stunden die Büffel in Sicht gehabt.

---

*) Siehe das Titelbild und vergleiche S. 177—8.

Ein goldener Teppich erglänzt die Prairie
Im scheidenden Sonnenstrahl,
Von schwarzen Flecken marmorirt,
Von Buffalos ohne Zahl.

Die schnaubenden Rosse sprengten stolz
Vor der rasselnden Kutsche hin;
Die helle Straße, ein goldgelb Band,
Schnitt endlos durch's blumige Grün.

Seht! — plötzlich beleben sich rechts und links
Die schwarzen Flecken mit Macht;
In schwerem Galopp, in langen Reih'n
Naht der Büffel donnernde Jagd.

Im Wettlauf mit dem Sechsgespann
Stets näher stürmen sie wild;
Die Straße zu kreuzen ist ihr Ziel.
Es bebt das weiße Gefild.

Hei! lustig, ihr Renner, greifet aus!
Du, Kutscher, die Peitsche geknallt!
Seht, näher und näher dem Fahrweg schon
Kommt der Hörner wirbelnder Wald.

Vor den Rossen kreuzen die Straßen sie,
Erst einer, dann hundert und mehr;
Dann tausend, und immer noch kommen sie,
Wie die Wogen im stürmenden Meer.

Die Büchsen knallen vom hohen Bock,
Zum Schnauben der Renner ertönt
Das jauchzende Hurrah, die Luft ist dick
Vom Staub und der Boden dröhnt.

Das war eine köstliche Kutschenfahrt
Auf der Steppe im großen West!
Und denke ich dran, noch bebt mein Herz
Von berauschendem Jagdlust-Fest.

Theodor Kirchhoff in „Adelpha", Band 1, S. 330.

Nach O. Finsch's Mittheilungen in Westermann's Monatsheften (October 1874) ereignet es sich jedes Jahr, daß auf der Kansas-Pacificbahn, die recht eigentlich Büffelgebiete durchschneidet, Züge vor der unabsehbaren Masse von Thieren halten müssen, da es nicht möglich ist, dieselben zu durchbrechen. Auf der Union-Pacificbahn hingegen, die sich nördlich von der Kansasbahn befindet, haben weder Alexander Freiherr von Hübner noch ich noch andere Reisende einen einzigen Büffel gesehen. Wie nun Herr O. Finsch dazukömmt, aus meiner in dieser Beziehung S. 51 meines Buches „die Pacific-Eisenbahn in Nordamerika" gemachten, wörtlich lautenden Bemerkung: „Es scheint mir außer allem Zweifel, daß vorläufig wenigstens dieses mächtige Thier längs der ganzen Pacificbahn verschwunden ist," den Schluß zu ziehen, „ich folgere aus diesem Umstande sehr mit Unrecht das bereits gänzliche Verschwinden dieses mächtigen Thieres", ist mir rein unbegreiflich. „Wo sind die Büffelheerden," ruft Baron Hübner aus (Band I, S. 104 seines „Spaziergangs um die Welt"), „von denen die Beschreiber der Pacificbahn erzählen? Sie haben sie gesehen, aber nur mit dem Auge ihrer schöpferischen Phantasie. In Wirklichkeit sind diese Thiere, außer während der kurzen Zeit ihres Uebergangs über den Plattefluß, auf dem ganzen Bahngebiet verschwunden." Denn, wie bereits erwähnt, wandern die Büffel in unzählbaren Schaaren, zur Winterszeit ein milderes Klima suchend, im Spätherbst in die südlichen Theile der Prairien, die sie im Frühjahr wieder mit den nördlichen vertauschen. Wenn die Leitstiere, denen die Uebrigen willig gehorchen, auf ihrer Wanderung auf einen den Weg kreuzenden Fluß gelangen, so wird einen Augenblick Halt gemacht, damit scheinbar die Thiere sich sammeln

und zum Uebersetzen vorbereiten mögen. Mit dumpfem Gebrülle stürzen sich die Führer in die Fluthen, die sie quer nach dem anderen Ufer in gerader Richtung durchschneiden. Ihnen auf dem Fuße folgen die Uebrigen. So dicht schwimmen die Thiere neben- und hintereinander, daß die ganze mächtige Schaar, aus nicht zu weiter Entfernung gesehen, einer riesenhaften, braunen, den Fluß kreuzenden Schlange gleicht. Aber bei dieser Gelegenheit sind wiederholt, namentlich am Missouri, ganze Heerden dieser Kolosse ertrunken oder im Schlamm versunken.

Die Verheerungen, welche die Büffel auf ihren Wanderungen anrichten, beschränken sich im Allgemeinen nur darauf, daß sie ausgedehnte, grasreiche Stellen fast völlig glatt abweiden. Nicht selten trifft man umfangreiche Flächen, die in Folge der von den Thieren in dieser Hinsicht geübten Thätigkeit gerade so aussehen, wie die in englischen Gärten und Parks kunstvoll abgemähten Wiesen.

Daß die Thiere auch noch andere bleibende Spuren auf ihren Wanderungen zurücklassen, ist nicht zu verwundern. Gar nicht selten sehen wir die Prairie von den sogenannten „Buffalotrails“ durchzogen; da sich zuweilen mehrere nebeneinander befinden, so erscheinen sie dem Unerfahrenen wie Wagenspuren. Diese „Buffalopaths“ laufen fast immer in der Richtung von Süden nach Norden und sind in Wirklichkeit nichts anderes als Furchen im Boden, von den Pfaden herrührend, die durch die ungeheuere Anzahl der wandernden, fast immer dieselbe Richtung einschlagenden Büffelheerden nach und nach entstanden sind. In der Nähe dieser Pfade finden wir häufig zehn bis zwölf Zoll tiefe und acht bis zehn Fuß im Durchmesser haltende mit Morast und Schlamm erfüllte Aushöhlungen „Buffalo-wallows“ genannt, die durch das häufige Sich-Wälzen der schweren Thiere nach und

nach sich bildeten. Die Entstehung dieser Wälzpfühle beschreibt Balduin Möllhausen S. 84 seines „Tagebuchs einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee“ in folgender anschaulichen Weise.

„Mit komischem Ernst sucht bei solcher Gelegenheit der leitende Stier der Heerde in der Niederung nach einer Stelle, die seinen Wünschen entspricht, und hat er eine solche gefunden, so legt er sich auf die Kniee und beginnt den Boden mit seinen kurzen, dicken Hörnern aufzuwühlen. Mit den Füßen scharrend, mit den Hörnern schleudernd, entfernt er lose Erde und Rasen, wodurch eine trichterförmige Höhlung entsteht, in welcher sich schnell Wasser sammelt; in diesen Pfuhl nun legt sich das von der Hitze und den Mosquitos geplagte Thier und senkt sich allmählich tiefer und tiefer in den Morast, indem es mit den Füßen stampft und sich im Kreise herumschiebt. Hat es sich zur Genüge diesem Genusse hingegeben und entsteigt dann dem Moderbade, so sieht es keinem lebenden Wesen mehr ähnlich; der lange Bart und die dichten, zottigen Mähnen sind in eine triefende, klebrige Masse verwandelt, und nur die rollenden Augen sind im vollen Sinne des Worts das einzige, was an dem wandernden Erdhaufen von dem stattlichen Büffel geblieben ist. Kaum ist der Pfuhl vom ersten verlassen, so nimmt ein anderer darin Platz, um ihn später einem dritten zu überlassen. So treibt die Heerde es fort, bis jeder der anwesenden die Merkmale dieses eigenthümlichen Bades auf seinen Schultern trägt, wo dieselben in eine feste Kruste zusammentrocknen, die dann durch Wälzen im Grase oder den nächsten Regen allmählich entfernt wird.“

* * *

Daß die Büffel heutzutage östlich vom Missouri nicht mehr angetroffen werden, habe ich bereits erwähnt; vor Zeiten waren sie nicht blos an den Ufern des Mississippi, sondern sogar an denen des Ohio einheimisch; ehe sie aus diesen Regionen verdrängt wurden (was bereits seit geraumer Zeit der Fall), konnte man ihre Trails auch in den gebirgigen Theilen der heutigen Staaten Kentucky und Virginien antreffen, und die damaligen Ansiedeler folgten diesen Pfaden sehr gern, da sie mit Sicherheit darauf rechnen konnten, daß sie stets längs der niedrigsten Pässe führen würden. Mit Recht sagt daher Humboldt, daß der amerikanische Büffel einen Einfluß auf die geographischen Entdeckungen in unwegsamen Gebirgsgegenden ausgeübt habe.

Aber nicht blos auf den weiten Prairien des amerikanischen Westens, auch in den breiten Thälern und den hohen, unbewohnten felsigen Plateaux von Tibet, die von wilden Pferden (Kyangs, Equus hemionus *Pall.*), Ochsen (Yaks, Bos grunniens *L.*), mehreren Arten von großen wilden Schafen, Antilopen und Gazellen belebt sind, habe ich ganz ähnliche von den Thieren gemachte Pfade angetroffen, die ihre Entstehung folgender Ursache verdanken. Nur dadurch ist es den obengenannten asiatischen Thieren möglich, in den hohen, unfruchtbaren Regionen spärlich ihr Futter zu finden, daß sie täglich Strecken von mehreren Meilen zurücklegen, um zu den einzelnen zerstreut liegenden Grasplätzen zu gelangen. Ungestört von der tückischen Grausamkeit des Tigers und anderer mit ihm verwandter Raubthiere, nicht wie der amerikanische Büffel von massenhaften Verfolgungen der Menschen belästigt, eilen sie von Flüssen zu Flüssen und von diesen wieder zu Seen, an deren Rande sich ein Saum von kurzen, zarten, aber nahrhaften Gräsern befindet. Aber nicht planlos wandern die Thiere umher, nicht dem Zufalle

vertrauend, der sie etwa an einen Weideplatz bringen könnte, sondern ähnlich wie der denkende Mensch die möglichst kurze Entfernung zwischen jenen Orten aufsucht, zwischen denen er häufig hin und her zu gehen hat, ähnlich haben auch diese Thiere mit dem ihnen eigenthümlichen Instinkt die kürzesten Wege zwischen den einzelnen Grasplätzen aufzufinden gewußt, so zwar, daß nicht nur in den Thalsohlen selbst, sondern auch auf den Abhängen der Berge die von ihnen vielbetretenen Pfade sichtbar sind, nicht unähnlich den von Menschen gebahnten Wegen.

* * *

So zahlreich auch die Büffel noch gegenwärtig auf den westlichen Prairien vorhanden sind, so werden sie doch in wenigen Jahrzehnten aus mehr als einer Ursache von denselben nahezu verschwunden sein. Zunächst werden sie durch die immer mehr und mehr sich ausbreitende Civilisation aus verschiedenen Bezirken verdrängt; die Prairiebrände zwingen sie gar nicht selten, andere Weideplätze aufzusuchen. In Gegenden, die früher einen beliebten, vielbesuchten Tummelplatz für tausende und abermals tausende dieser mächtigen Thiere abgaben, an deren Vorhandensein die Existenz des Indianers, sofern er nicht vollständig seine bisherigen Sitten und Anschauungen ändert, geradezu geknüpft ist, sind sie jetzt nicht mehr anzutreffen. Ihr Hauptfeind ist und bleibt der Mensch, der die größte und nachhaltigste Verheerung unter ihnen anrichtet, der ihnen zu Fuß und zu Roß mit allen möglichen Arten von Waffen, mit Pfeil, Büchse und Revolver nachstellt, der absichtlich ganze Heerden eine steile Uferbank hinabjagt, damit hierbei einige Thiere stürzen und von den Nachdrängenden zertreten werden.

Zu berücksichtigen ist ferner, daß im Ganzen und Großen die Jagd auf die Büffel sehr ungefährlich ist. In einem argen Irrthume wäre daher befangen, wer in einem Manne, der ein so großes Thier getödtet hat, einen bewundernswerthen Nimrod erblickte, der das Recht habe, sich ob seiner That stolz in die Brust zu werfen. Je mehr Thiere auf einem kleinen Raume beisammen sind, desto leichter ist die Jagd auf sie. Gewöhnlich erlegt man sie, indem man mit einem Pferde mitten in die Heerde hineingaloppirt und, dicht bei einem Thiere angekommen, ihm eine Revolverladung in den Leib schießt oder es mit einer Flintenkugel erlegt. Schlecht getroffene Büffel machen nur selten einen Angriff auf den Jäger, der nur dann in eine sehr schlimme und gefährliche Lage geräth, wenn sein Pferd stürzt oder vor einem plötzlich sich umwendenden Büffel scheut. Zuweilen treibt man ganze Heerden in künstliche Umzäunungen, sogenannte Bisonparks, wo sie dann massenhaft ohne alle Gefahr erlegt werden können.

Es gibt nur wenige Prairiebewohner, die nicht eifrige Verehrer der Jagd und Virtuosen des Jägerlateins wären und nicht mit dem ernstesten Gesichte ihren Waidgenossen und zuletzt sich selbst die wunderbarsten Jagderlebnisse vorlögen. Dahin gehört z. B. die oft wiederholte Erzählung, die Büffel hätten einst in solcher Zahl den Plattefluß überschritten, daß dieser gestaut wurde und endlich über den Rücken der Thiere sich ergoß!

Leider verbindet der Amerikaner, gleichviel ob er dauernd auf den Prairien des amerikanischen Westens angesiedelt ist oder sie nur vorübergehend durchzieht, mit der Waidmannslust vorwiegend noch die Mordlust; ihm ist die dämonische Leidenschaft, ganze Thiergeschlechter erbarmungslos zu vertilgen, gleichsam angeboren. Der Indianer benimmt sich in dieser Hinsicht wesentlich anders. Den Werth, die Wichtig-

keit und Bedeutung des Büffels erkennend, der für ihn das ist, was für den Lappen das Rennthier und für den Eskimo der Seehund, jagt er ihn systematisch, tödtet ihn, wenn das Fell am besten ist und erlegt ihn zu anderer Jahreszeit nur, wenn er absolut seines Fleisches zur Nahrung bedarf. Die Zahl der Thiere, die jährlich von den Indianern erlegt werden, schätzt Kirchhoff auf 200,000 bis 300,000. Die amerikanische Pelzcompagnie allein kauft jährlich 70,000 Büffelfelle, die bekanntlich die Rothhäute, oder richtiger gesagt, deren Squaws (Frauen) nicht blos vortrefflich zu gerben, sondern auch mit Verzierungen aller Art zu versehen wissen. Groß ist ferner die Zahl der Häute, die den Indianern für Lederwerk, ihre Kleider und Zelte unentbehrlich sind.

Wie viele dieser Thiere jährlich von den Weißen getödtet werden, entzieht sich zwar jeder Berechnung, mag aber doch aus folgenden Thatsachen einigermaßen geschlossen werden.

Zunächst fallen eine Menge dieser Thiere alljährlich der Naschhaftigkeit des Prairiebewohners zum Opfer, der von dem erlegten Wilde meistentheils nur die schmackhafte Zunge mitnimmt, die er, kunstgerecht von unten eindringend, von der Wurzel ablöst; zuweilen schneidet er auch ein saftiges Stück aus dem Rücken heraus oder entfernt den Höcker. Hat er Zeit, so nimmt er auch die Leber aus, die bei jungen Thieren sehr lecker ist, und verschlingt sie häufig roh, oder er haut die Knochenröhren der Beine ab, die er bald darauf röstet und, nachdem er sie dann aufgeschlagen hat, ihres eine feste Stange bildenden Markes beraubt, nach welchem in Folge seines Wohlgeschmackes nicht nur die Weißen, sondern auch die Indianer überaus lüstern sind; letztere gebrauchen Steine zum Zerschlagen der kolossalen Markknochen. Das Uebrige gibt der weiße Jäger Prairiewölfen preis oder es fällt der Fäulniß und Verwesung anheim. Häufig genug

begeht er in der Hitze der Jagd geradezu den Frevel, einen mächtigen alten Bullen zu schießen, obschon er recht gut weiß, daß dessen Fleisch geradezu ungenießbar ist, während das von Kälbern und jungen Kühen vorzüglich schmeckt.

Insofern ist der Jäger allerdings entschuldbar, als es ihm nur zu häufig an Transportmitteln zum Wegschaffen des fleischreichen, aber schweren und unförmlichen Kolosses gebricht. Die Zungen, vielgerühmte Leckerbissen, werden häufig geräuchert und in diesem Zustande sogar nach dem Osten versandt, wo sie übrigens bis jetzt doch noch immer eine sehr große und theuer bezahlte Seltenheit sind.

Wie Theodor Kirchhoff Band I, S. 47 seiner so frischen „Reisebilder und Skizzen aus Amerika" berichtet, wurde in den Jahren 1872 und 1873 die große zwischen dem Platte und Arkansas hausende Büffelheerde (siehe S. 175) beinahe gänzlich vernichtet; am Republicanflusse allein fanden sich im Herbst 1873 gegen zweitausend Jäger zusammen, nur um Büffel wegen ihrer Häute zu tödten. Wie groß die Schlächterei gewesen sein muß, ergibt sich wohl deutlich aus folgender Notiz, die bereits Ende März 1873 in der „Kansas Freien Presse" enthalten war. „Knochenhandel: Die Hannibal und St. Joseph-Bahn hat einen Contrakt abgeschlossen, von Ost-Atchison aus 158 Wagenladungen Knochen, die auf den westlichen Ebenen gesammelt wurden, nach dem Osten zu befördern. Zehn Wagenladungen waren bereits angekommen."

Sehr richtig hat man vermieden, diese Knochen näher zu bezeichnen; denn wenn sie auch der Hauptsache nach von Büffeln herrühren, so haben doch auch Maulthiere, Ochsen, Zug- und Reitpferde und leider auch Menschen, die während der beschwerlichen Reise durch diese trostlosen Gegenden ihren Untergang fanden, erhebliche Beiträge hierzu geliefert.

Uebrigens würde man dieselben Mengen von Knochen

auch aus anderen Prairieregionen des amerikanischen Westens beschaffen können; denn auf den baumlosen Ebenen, die der Red River in Texas durchzieht, findet man auch heute noch den Boden meilenweit mit Büffelknochen geradezu besäet.

Im Frühjahre 1875 wurden von Wallace in Kansas Büffelknochen massenhaft mit der Kansas-Pacificbahn nach Philadelphia gesandt, wo man für die Tonne 25 Dollars gab; vermahlen bilden sie ein geschätztes werthvolles Düngemittel.

* * *

Es ist in der That die höchste Zeit, daß dem von Pionieren und Sonntagsjägern nur zu häufig verübten grausamen Anschießen und nutzlosen Abschlachten der Büffel ein Ziel gesetzt werde. Sofern nicht der Congreß Maßregeln zur Verhinderung der völlig unnützen Ausrottung der Büffel trifft, fallen diese Thiere zweifellos dem Untergange anheim. Eine hierauf zielende, von vielen Seiten freudig begrüßte Bill hat bereits im Februar 1872 Mc Cormack von Arizona im Repräsentantenhause eingebracht, die das Schießen der Büffel auf öffentlichem Grund und Boden nur dann erlaubt, wenn es in der ausgesprochenen Absicht geschieht, das Fleisch oder die Haut zu benützen. Nach einem anderen Gesetzentwurfe soll ein Dollar Steuer auf jede Haut gelegt werden, die einem wilden Büffel innerhalb der Gerichtsbarkeit der Vereinigten Staaten abgezogen wird. Leider ist die Sache wieder eingeschlafen; sie wird aber hoffentlich in Kürze auf's Neue angeregt werden, da sonst in der That zu befürchten steht, daß der Büffel trotz seiner jetzigen ungeheueren Zahl in nicht langer Zeit verschwunden oder höchstens noch in Gebieten anzutreffen sein wird, wo er, allenfalls durch Congreßgesetze geschützt,

fortkommen kann. „Es ist ein trauriger Gedanke," sagt mit Recht in dieser Hinsicht das New-Yorker Belletristische Journal vom 3. Januar 1873, „daß eine solche Menge von Nahrungsstoff jährlich im Westen vergeudet werden soll, dessen man im Osten so sehr bedürftig ist. Das Fleisch des Bison ist, obwohl etwas grobkörnig, doch saftig, zart und schmackhaft und würde für uns eine willkommene Abwechslung zu dem gewohnten Rindfleisch bieten. Wenn er absolut ausgerottet werden muß, so sollte er wenigstens der Küche zu Gute kommen, und derjenige, welcher es sich zur Aufgabe machte, dies auf möglichst billigem Wege zu vermitteln, würde sich ein Verdienst erwerben."

In ähnlicher Weise wie den Büffeln ergeht es auch anderen Thieren, die bisher auf den Prairien lebten. Das Elen, häufig Wapiti genannt (Cervus strongyloceros *Schreb.*), jenes herrliche, einst im ganzen Norden der Prairien in großen Rudeln verbreitete Wild, gehört bereits zu den Seltenheiten, und der Hirsch im engeren Sinne, der in zwei Arten vorkommt (Cervus virginianus = red deer und Cervus Richardsonii *Aud.* et *Bachmann*), ist nicht blos aus den cultivirten Gegenden völlig verschwunden, sondern nur noch an einzelnen entlegenen Plätzen anzutreffen. Am längsten dürften die zierlichen und flüchtigen Antilopen den Vernichtungskampf überleben.

XI.

Ein Blick in die Zukunft.

Die vorhergehenden Abschnitte haben uns gezeigt, wie beschaffen der heutige Charakter der Prairien des amerikanischen Westens ist, jener ausgedehnten Gegend, die man noch vor wenigen Jahrzehnten allgemein als eine Art von „verlorener Polakei“ oder einer riesigen von Trappern auf abenteuerlichen Wegen durchzogenen „Haidschnucken-Region“ betrachtete. Wer konnte noch vor zwanzig Jahren ahnen, daß sich später auf den westlichen Prairien, da, wo früher die Wigwams der Rothhäute standen, Dörfer und Städte und die Schöpfungen der Neuzeit erheben würden? Bildete ja doch damals nach der allgemeinen Anschauung des Amerikaners der Mississippi die Grenze seines großen Landes; was sich westlich hiervon bis zur Sierra Nevada erstreckte, war eine Wüste; als solche wurde sie auch auf den Karten verzeichnet.

Wie aber wird sich der Charakter der Prairien des amerikanischen Westens fernerhin gestalten? Werden sich, wie bisher, erfreuliche Fortschritte in dieser so lange verschrieenen Gegend erkennen lassen? Ein Blick in die Zukunft wird um so mehr gestattet sein, als man den Schleier, der sie uns verhüllt, schon jetzt, theilweise wenigstens, ohne die geringste Anmaßung der Prophetengabe lüften kann.

Seltener und seltener werden die Pioniere werden — jene mit dem Namen Hinterwäldler (englisch backwoodmen) bezeichneten muthigen und unerschrockenen Männer, — die oft meilenweit von jeder weißen Ansiedelung entfernt, als die Ersten in der Wildniß sich niederließen und, unbeirrt von den sie bedrohenden Gefahren, dieselbe bebauten und nutzbringend verwandten. Diesen gestählten, mit einer unverwüstlichen Gesundheit gesegneten Naturen floß einsam, fern von gebildeter Gesellschaft, ihr ausschließlich der strengen Arbeit gewidmetes, an Entbehrungen wie nicht minder an Gefahren aller Art überaus reiches Leben dahin; nur hie und da ward der gleichförmige Gang ihrer Tage unterbrochen durch den stets willkommenen Besuch eines nach Wild umherstreifenden Jägers oder durch das meistens mit Argwohn aufgenommene Erscheinen eines oder mehrerer Indianer. Mächtig zog diese Pioniere die vollständige Freiheit und Unabhängigkeit an, deren sie sich zu erfreuen hatten. Ihr Vergnügen fanden sie in dem unablässigen, aber siegreich geführten Kampfe mit der wilden ungebändigten Natur, ihre Belohnung in dem über manche trübe Stunde sie hinwegführenden erhebenden Bewußtsein, durch ihre freiwillige Ansiedelung und die damit unzertrennlich verbundene körperliche Arbeit zur Verbreitung der Civilisation in der westlichen Wildniß beigetragen zu haben.

Von einem dieser Pioniere, Namens P. A. Sarpy, der etwas westlich von Omaha lebte, berichtet Balduin Möllhausen S. 159 seines „Tagebuchs einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee“ aus eigener Kenntniß folgendes:

„Zu den Häuptern der Pelzcompagnie gehörig und seit mehr denn dreißig Jahren ein thätiger Mitarbeiter, hat derselbe ein Vermögen erworben, welches einer Million nahe kommen muß. Da er nun mit einer Indianerin verheirathet

ist und keine Nachkommen hat, so fällt der ganze Reichthum dereinst den Kindern seines Bruders zu; trotzdem erträgt er lieber die größten Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, als daß er sich von einer Lebensweise lossagte, die ihm nicht nur zur Gewohnheit, sondern zur anderen Natur geworden ist. Ich fragte ihn einst, warum er sich seiner Schätze nicht besser erfreue und in irgend einer Hauptstadt Europa's auf seinen Lorbeern oder vielmehr Geldsäcken ruhe. „Sie haben gut reden," gab er zur Antwort, „ich gehe schon seit vierzehn Jahren mit diesem Gedanken um und bin seit dieser Zeit alljährlich nach St. Louis gereist, um nicht wieder hierher zurückzukehren, doch hielt ich es daselbst nie länger als vier Wochen aus. Die ersten acht Tage vergingen mir auf die angenehmste Weise in Saus und Braus, die zweiten acht Tage fing ich an mich zu langweilen, in der dritten Woche dachte ich an das gemüthliche Leben im fernen Westen, und in der vierten kaufte ich mir einen neuen Anzug, einige Paar Stiefeln, sah mich nach einem Dampfboote um und kehrte so rasch wie möglich zu meiner alten Necoma heim, die sich vor Freude nicht zu lassen wußte, wenn ich wieder da war. So ist es nun schon seit einer Reihe von Jahren gegangen, bis ich endlich alle Hoffnung aufgegeben habe, etwas anderes zu werden als was ich jetzt bin, und im Grunde genommen möchte ich auch mit keinem anderen Menschen der Welt tauschen."

So also steht es mit dem Mr. Sarpy; seine Blockhäuser sind für ihn Paläste, der weite Westen ist seine Welt, die Indianer bieten ihm Unterhaltung, das Reisen zu den verschiedenen Prairien Beschäftigung; die dabei vorkommenden Gefahren und Entbehrungen würzen sein Leben und erhalten ihn jung und rüstig; sowie er vielleicht vor fünfzehn Jahren ausgesehen hat, findet man ihn an dem heutigen Tage noch

unverändert wieder, wenn auch einige Schneeflocken auf seinem Haupte zurückgeblieben sind."

* *
*

Verschwinden wird ferner jene Classe von Menschen, die man wohl am Anschaulichsten als „spekulirende Squatters" bezeichnet. Aehnlich den eben geschilderten Pionieren nahmen auch diese Leute Land in Besitz, aber sie bearbeiteten es nur insoweit, daß sie gerade ihr Leben fristen konnten; ihr Bestreben ging dahin, das Land wieder möglichst rasch an einen Anderen zu verkaufen und von dem Erlöse lustig und arbeitslos zu leben; war der letzte Heller verzehrt, dann zogen sie auf's Neue in die Wildniß, um die früher beschriebene Beschäftigung wieder aufzunehmen. (Ueber Squatter im Allgemeinen siehe S. 55—6.)

Immer mehr wird das den Starken minder, den Schwachen mehr beängstigende Gefühl schwinden, daß ein auf den Prairien des amerikanischen Westens angesiedelter Mann von der civilisirten Welt ausgeschlossen sei; denn von Jahr zu Jahr werden Verkehrswege aller Art zunehmen; die Verbindung mit der Welt werden auf den stellenweise noch pfadlosen oder von elenden Wegen durchzogenen Regionen theils gute Straßen, theils die in der fortwährenden Ausdehnung begriffenen, die Prairien nach allen Richtungen durchkreuzenden Eisenbahnen herstellen. Mit Leichtigkeit werden sie den Austausch der von den Prairien gelieferten Naturprodukte mit den ihnen nöthigen im Osten hergestellten Arbeiten der Industrie und Manufaktur vermitteln. Die auf den Prairien bis jetzt vorhandenen Schienenwege sind als die Vorboten der massenhaften Netze zu betrachten, die ihre eisernen Fäden im Laufe der Zeit überall hin in die ihrer bedürftigen Theile des ameri-

kanischen Westens ausstrecken werden. Die regelmäßige Benützung der Wasserstraßen, jenes Verkehrsmittels, das den östlichen Staaten in so reichlichem Maße zu Gebote steht und zu ihrer Entwickelung so ungemein viel beigetragen hat, wird den Prairien des amerikanischen Westens allerdings stets versagt sein; man vergleiche S. 11.

Zur Zeit muß freilich ein Bewohner der westlichen Gegenden (wenige Bezirke ausgenommen) auf edelere geistige Genüsse, wie Darstellung der Werke klassischer Dramatiker, Aufführung von Opern und Concerten verzichten; hie und da wird er aber durch einen politischen oder wissenschaftlichen Vortrag erfreut. Ueberhaupt werden die Bildungsmittel zunehmen; nicht mehr, wie beinahe ausschließlich bis jetzt, wird man Schulen haben, die sich nur mit der Ertheilung des gewöhnlichen Volksunterrichts befassen; es werden auch Anstalten entstehen, in denen höhere Zweige des Wissens und der Kunst gepflegt werden.

Für das religiöse Bedürfniß ist jetzt schon hie und da reichlich gesorgt, in manchen Orten allerdings so gut wie gar nicht. Schon jetzt erscheinen, freilich nur in bescheidenem Gewande, zerstreut auf den westlichen Prairien einige Zeitungen, und wenn sie auch zuweilen den Raum für Lokalklatsch verschwenden und nur zu häufig persönliche und private Verhältnisse besprechen, die eigentlich in die Oeffentlichkeit nicht gehören, so erhalten sie doch, weil meistentheils mit der associirten Presse in Verbindung stehend, alle bedeutsamen Nachrichten durch den Telegraphen und geben Kunde von den wichtigen unsere Zeit bewegenden Fragen, über die sie zugleich eine sachgemäße Belehrung ertheilen. Daß die Zeitungen in den Vereinigten Staaten ungleich mehr in alle Schichten des Volkes eindringen als in Deutschland, wodurch sie eben ein nicht zu

unterschätzendes, sehr wichtiges Bildungsmittel sind, bedarf wohl gar keiner weiteren Ausführung.

Der Telegraph sowohl, als auch die zwar einfach ausgestatteten, aber in befriedigender Weise verwalteten Postbureaux setzen den Ansiedler in den Stand, allseitig Briefe zu versenden und zu erhalten. In Krankheitsfällen oder bei einer anderen drohenden Gefahr ist Hülfe und Beistand zu erwarten. Der Arzt (meistens zugleich Apotheker) hat freilich oft einen weiten und nicht sehr guten, im Winter zuweilen nicht blos mit bedeutenden Anstrengungen verbundenen, sondern in der That gefährlichen Weg zu machen, ehe er den sehnlich nach ihm Verlangenden erreicht.

* * *
*

Mit Ausnahme weniger Striche, die stets unfruchtbar bleiben und aller menschlichen Bestrebungen ungeachtet den Charakter der Sterilität bewahren werden, wandeln sich die westlichen Prairien entschieden weit rascher unter dem Einfluß des Menschen zu Stätten der Cultur um, als ähnlich beschaffene Flächen in anderen Theilen der Erde. Oestlich vom Mississippi ist überhaupt nur noch an wenigen Punkten der eigentliche Prairiecharakter erhalten, aber auch westlich von diesem Strome verliert er sich immer mehr. Denn großartig und überaus tief eingreifend sind die Umwandelungen, die sich von den unaufhaltsam und stetig vordringenden Ansiedelungen aus wie Wellenkreise über die zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen gelagerten Grassteppen verbreiten. Was Arbeit und richtige Verwendung der Mittel zu leisten vermag, haben die Mormonen in Gegenden, die weit ungünstiger sind als irgend ein Theil der Prairien des amerikanischen Westens, in unwiderleglicher Weise gezeigt. Stätten, die früher die

reinsten Wüsten waren, haben sie durch beharrlichen Fleiß, durch Herleitung von Wasser aus entfernten Bergen, in blühende Gefilde umgewandelt; viele tausende bisher brach gelegener Acker Landes sind durch sie fruchttragend gemacht, große Gärten sind von ihnen angelegt und mit Obstbäumen und nützlichen Sträuchern aller Art angepflanzt worden. Durch Schaffung einer großartigen Oase inmitten einer ursprünglich furchtbaren Wildniß haben sie sich ein Verdienst erworben, das nie und nimmermehr geschmälert werden darf; (siehe mein Buch „Die Mormonen von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart").

Ganz anders jedoch als in der öden Region des Großen Salzseebeckens, das die Mormonen der Cultur erschlossen haben, liegen und lagen von jeher die Verhältnisse in den Prairien des amerikanischen Westens. Hier zieht der an vielen Stellen fruchtbare Boden mächtig den Ansiedler herbei und erleichtert durch die Beschaffenheit seiner, im Laufe der Zeit wesentlich, aber vortheilhaft geänderten Oberfläche die Arbeit des Pfluges in hohem Grade. Die Ursachen der Verbesserung des seit vielen, vielen Jahren brach gelegenen, sich selbst überlassenen Bodens sind zunächst im abwechselnden Austrocknen, Gefrieren und Wiederaufthauen und dadurch verursachten Zerbröckeln seiner Bestandtheile zu suchen. Während der Mensch Ländereien von ursprünglicher Fruchtbarkeit durch schlechte, Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Bewirthschaftung in einen Zustand bringt, daß die darauf erzielten Früchte kaum mehr die auf sie verwandte Arbeit und Mühe lohnen, schafft die Natur nach und nach öde Gegenden so um, daß sie von strebsamen Menschen zu Culturzwecken benützt werden können. Freilich fehlt den westlichen Prairien jener nahezu unerschöpfliche Reichthum der Natur, der so wesentlich die Ansiedelung in den östlichen Theilen Nordamerika's erleich-

terte. Den Prairien muß Alles mit mühsamer Arbeit abgerungen werden; aber der Erfolg ist hier ungleich rascher, die Landschaft wird in kurzer Zeit weit vollständiger umgewandelt, als dies in anderen von schwer auszurodenden Wäldern durchzogenen Gegenden im Laufe von Jahrzehnten möglich ist. Kaum, daß der Pflug die Scholle gelockert hat, wandern, theils mit dem Samen der Culturpflanzen gebracht, theils selbstständig, auf dunkeln, geheimnißvollen, wohl nie aufzuklärenden Wegen zahlreiche neue Pflanzenarten ein, von denen allerdings gar manche nach nur kurzem Bestande zu Grunde gehen, andere aber herrlich gedeihen, üppig wuchern und neue Züge in das früher so trostlos-einförmige Bild der Prairie bringen. Denn die Vegetation dringt mit dem Menschen in die Wildniß ein, auch ohne daß er sie direct verbreitet und verpflanzt. Hie und da gibt auch der Zufall beachtenswerthe Winke. So sind in Cheyenne Wells, einer an der Kansas-Pacificbahn im östlichen Theile Colorado's gelegenen Eisenbahnstation, Bohnen vortrefflich aus Samen gediehen, der zufällig längs des Schienenwegs verloren gegangen war. Sie wurden weder bewässert noch in irgend einer anderen Art gepflegt, sondern waren lediglich ein Erzeugniß der Natur, die gleichsam dem Menschen begreiflich machen wollte, was hier gethan werden soll und geleistet werden kann.

Ein anderer Fall ist folgender. Einer der sieben Soldaten, die Carl Hillebrand-Menin zwischen Mai und Juni 1872 von Fort Larned nach Medicine Lodge Creek auf einer Vermessungstour im südlichen Kansas begleiteten, hatte einige Gemüsesämereien mitgebracht und legte des Gespöttes seiner Kameraden ungeachtet einen kleinen Garten an. „Und siehe da“, erzählt Carl Hillebrand im Sonntagsblatt der New-Yorker Staatszeitung vom 12. October 1873, „in unglaublich kurzer Zeit hatten wir bei der Fruchtbarkeit des Bodens

und dem herrlichen Klima den prächtigsten Lattich, grüne Erbsen und Bohnen."

* * *

An Thieren, die im Gefolge des Ansiedlers in die Prairien einziehen, wie an Pferden und Maulthieren, Rindern und Schweinen, Hunden und Katzen, Geflügel aller Art, leider aber auch an Mäusen, Ratten, Flöhen und anderem Ungeziefer fehlt es natürlich ebenfalls nicht. Die ursprünglich heimische Fauna und Flora zeigt bei diesem Umwandelungsprozesse nur eine äußerst schwache Widerstandsfähigkeit, was sich leicht theils aus der geringen Zahl der Arten, theils aus ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit erklären läßt. Die Flora, aus Gräsern, verschiedenen Sonnenblumen, Turbanpflanzen, Cacteen bestehend, ist vorwiegend großblumig, hochstengelig und großblätterig, und muß daher im Kampfe mit der Bodencultur weit eher untergehen, sie kann nicht denselben Widerstand leisten, wie unsere wuchernden Haidekräuter (die Ericas), die auf den Prairien des amerikanischen Westens fast gar nicht vertreten sind.

Auch die bis jetzt für die Prairien so charakteristische Waldlosigkeit, die übrigens der Mensch in diesem Falle, wie bereits im ersten Abschnitte (s. S. 20) hervorgehoben, nicht verschuldet hat, wird später zweifellos verschwinden; ausgedehnte Waldbestände werden nun allerdings an ihre Stelle nicht treten; aber Bäume aller Art, Gebüsche und Hecken, in passender Uebereinstimmung mit dem ganzen Landschaftsbilde vertheilt, belebt von einer Anzahl jetzt gänzlich fehlender gefiederter Sänger, die gern und freudig an solchen Stellen nisten, werden anmuthig und wohlthuend die bisherige oft trostlose Einförmigkeit unterbrechen. Diese Umgestaltung

des Bodens wird zur Folge haben, daß eine Plage und ein Schrecken der Landwirthe — die Heuschrecken, deren Eier gar manchen Vögeln willkommenes Futter bieten, — nicht mehr wie bisher in großen Schwärmen werden erscheinen können.

Wenn auch der thätige Mensch in mehr als einer Beziehung diese weiten Ebenen im Laufe der Zeit umgestalten wird, wenn da, wo jetzt nur spärliches Büffelgras vorhanden ist, dereinst hohe Bäume ihre Schatten versenden oder wohlbestellte Farmen sich befinden werden, auf denen theils reiche Kornfelder wogen, theils ausgedehnte Flächen mit Gemüsen verschiedenster Art bedeckt sind, so wird es ihm aller Wahrscheinlichkeit nach doch niemals gelingen, die auf weite Strecken oft überaus gleichförmige topographische Configuration der Prairien wesentlich zu ändern und durch künstliche Erhöhungen einen für jede Landschaft nöthigen Hintergrund zu schaffen, um hierdurch jene angenehme und willkommene Abwechslung hervorzurufen, die zur Verwirklichung eines wahrhaft schönen Landschaftsbildes unentbehrlich ist; selbst bescheidenen hierauf bezüglichen Ansprüchen wird nur in geringem Maße genügt werden können.

Die größeren wilden Vierfüßler, denen wir bis jetzt noch immer so häufig auf den westlichen Prairien begegnen, werden entweder, wie die Mustangs, in den Dienst der Menschen genommen oder fortgezogen sein; die weiten, nach allen Richtungen offenen Gegenden konnten ihnen nur so lange Schutz gewähren, als der Mensch zerstreut und nomadisch auf ihnen lebte; ihre Stelle werden ausgedehnte Bestände und Heerden von nützlichen Hausthieren aller Art einnehmen. Die bisher über so große Flächenräume ausgebreiteten Weideplätze werden allerdings mit Zunahme der Bevölkerung erheblich kleiner werden; allein bei einer vernünftigeren Viehwirthschaft, die dann zweifellos eintritt, wird man auf einem

Viertel des Flächenraums ebenso viel Vieh züchten können, wie auf dem jetzigen ungeheueren Raume. Warum sollten hier nicht Meierhöfe entstehen können, in denen theils in kleinerem, theils in größerem Maßstabe ein wichtiger und lohnender Zweig der Landwirthschaft zu betreiben vergönnt ist?

Der jagdliebende Indianer, der Jahrhunderte hindurch unumschränkt auf den Prairien hauste und von der Jagd, dem Fischfang und dem Raube lebte, wird, sofern er sich nicht zu einem seßhaften Leben entschließt und seine Vorurtheile in Betreff der Arbeit aufgibt, völlig der Herrschaft über diese Gegenden entsagen müssen; er hat sich entweder den Segnungen der Civilisation rückhaltlos zu unterwerfen oder muß, falls er sie, wie er es bisher fast stets gethan hat, mit Verachtung zurückweist, untergehen. Eine Ackerbau und Viehzucht treibende, an der Scholle haftende Bevölkerung wird die Wigwams der trägen und unstäten Indianer verdrängen. Denn wer will in unserer Zeit die Richtigkeit des alten Ausspruches bestreiten: „Das Geschlecht der Kornsäer ist mächtiger als das der Fleischesser.“

* * *

Oasenartig vertheilt, kann man sagen, sind zur Zeit die einzelnen Niederlassungen und Ansiedelungen der Weißen; aber mehr und mehr gewinnen sie an Ausdehnung, Bedeutung und Umfang. Wo erst e i n Weißer sich angesiedelt hat, da folgen auch bald andere nach; wo erst e i n e Farm steht, da werden in der Nähe auch bald andere in Angriff genommen. Landwirthschaftliche Maschinen, wie z. B. Dampfpflüge, für die sich einzelne Theile der Prairien vortrefflich eignen, werden den verhältnißmäßig stets spärlichen Arbeitskräften fördernd zur Seite stehen und ihnen ermöglichen, ihre Thätig-

keit, für die ein ungeheueres Feld erschlossen ist, nutzbringend zu steigern. Ob sich die Prairien des fernen Westens jemals in einen Schauplatz der Industrie umwandeln, ob sie von anderem Getöse der Maschinen als jenem der Dampfpflüge und allenfalls der Dampfmühlen erfüllt sein werden, ist eine gegenwärtig mit Sicherheit nicht zu beantwortende Frage.

In der Nähe der Farmer entstehen bald nette und behäbige Dörfer und diese wachsen im Laufe der Zeit zu volkreichen, die Cultur fördernden Städten heran, in denen außer Geschäftsleuten und Gewerbtreibenden auch Mechaniker, Aerzte, Advokaten und die verschiedenartigsten, höhere Ansprüche an das Leben machenden Stände ihren Wohnsitz aufschlagen werden.

Mit Whittier kann ich sagen:

I hear the trade of pioneers
Of nations yet to be —
The first low wash of waves, where soon
Shall roll a human sea.

Je mehr auf den westlichen Prairien die Zahl der Menschen zunimmt, um so mehr wächst der gesicherte Besitz von Leben, Hab und Gut jedes Einzelnen. Von großer Wichtigkeit für die weitere rasche Entwickelung der Prairien ist ferner der Umstand, daß nun seit einigen Jahren bereits definitiv die Sklavenfrage erledigt ist; in der zweiten Hälfte der Fünfziger Jahre erregte sie die Gemüther dermaßen, daß es namentlich in Missouri und Kansas mehr als einmal zu äußerst blutigen Auftritten kam.

Durch die oben geschilderten Einflüsse wird auch das Klima wesentlich, aber vortheilhaft verändert werden; denn es ist eine außer allem Zweifel stehende Thatsache, daß die Arbeit des Menschen an der Oberfläche der Erde, die Umänderungen, die er auf ihr vornimmt, Einfluß auf das Klima

des Landes ausüben. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß durch Cultivirung größerer, bisher brach gelegener Landstrecken, durch Anpflanzung von Bäumen und Anlegung ausgedehnter Schienenreihen die Regenmenge zunimmt. An Beispielen hiefür fehlt es nicht. Als man im Jahre 1859 die S. 14 geschilderte Stadt Denver anzulegen begann, war ein Theil derselben an einem alten, fast ganz trockenen Flußbett erbaut, das sich jedoch im Laufe der Zeit so mit Wasser anfüllte, daß jetzt in ihm ständig ein breiter Bach fließt, den es nothwendig wurde, zu überbrücken. Auch hat man die Beobachtung gemacht, daß bald nach Vollendung der Pacificbahn die in ihrer Nähe befindlichen Bäche wasserreicher geworden sind. Diese Thatsache ist unbestreitbar richtig, aber die Erklärung derselben hypothetisch; man schreibt nämlich das Phänomen der Wasserzunahme den längs der ausgedehnten Schienenreihen entstehenden elektrischen Strömen und der durch dieselben geübten Anziehung auf die Feuchtigkeit zu.

Daß die im zweiten Abschnitte S. 32—37 geschilderten Schneestürme von ihrer Intensität verlieren werden, ist nicht wohl anzunehmen; aber die Gefahren, die sie bis jetzt in den dünn bevölkerten Prairien erzeugen, werden bei dichterer Bevölkerung wesentlich verringert werden; diese Naturerscheinungen müssen viel von ihren Schrecknissen und ihren für den Menschen oft so verderblichen Folgen verlieren, wenn durch größere oder kleinere Baumpflanzungen ihre Kraft gemindert wird, wenn eine größere Menge von Wegen vorhanden und ihre Richtung durch Zäune oder Häuser leicht erkennbar ist.

Alle diese Aenderungen werden nicht blos auf die socialen Verhältnisse, sondern auch auf den Geistes- und Gemüthszustand der Bewohner der Prairien einen äußerst wohl-

thuenden Einfluß üben. Mit zunehmender Bildung werden die Sitten feinere werden; wie überall in der civilisirten Welt wird sich auch hier der Einfluß der Frauen, die später nicht mehr wie jetzt vereinzelte Erscheinungen sein werden, als ein ungemein wichtiger, weil veredelnder erweisen. Die Ausbrüche der männlichen Rohheit und Zügellosigkeit werden als seltene Ausnahmen auftreten; rascher als in anderen Gegenden der Welt wird hier, durch Verhältnisse mannichfachster Art begünstigt, die aus den verschiedensten Elementen bestehende Bevölkerung die Stufen der höheren sittlichen Cultur erreichen. Mit jenem Geschicke, welches die Amerikaner unbestreitbar vor anderen Nationen auszeichnet, werden hier die Erfahrungen aller Völker, die großartigen Mittel und vielseitigen Kenntnisse der Neuzeit sofort mit entschieden praktischem Geiste benützt werden. Der Theorie, die grau ist, wird nicht viel überflüssige Zeit gewidmet.

Anhang.

Verzeichniß der hier benützten Quellen.

Adelpha, siehe Kirchhoff.

Bell, William A.: New Tracks in America. A Journal of travel and adventure whilst engaged in the survey for a southern railroad to the Pacific ocean during 1867—8. Two Volumes. London 1869. Chapman and Hall, 193, Piccadilly.

Burton, Richard F.: The City of the Saints, and across the Rocky Mountains to California. London 1861. Longman, Green, Longman and Roberts.

Campbell's Western Guide: The great agricultural and mineral West, by J. L. Campbell. Chicago 1866. Church, Goodman & Donnelley.

Dilg, Wilhelm, siehe Henricus vom See.

Dixon, William Hepworth: New America. 2 Volumes. London 1867. Hurst and Blackett, Publishers 13, Great Marlborough Street.

Fröbel, Julius: Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien. 2 Bände. Zweite wohlfeile Ausgabe. Leipzig. Dyk'sche Buchhandlung.

Greeley, Horace: An overland journey from New York to San Francisco in the summer of 1859. New York 1860. C. M. Saxton, Barker & Co.

Hedde, Fr.: Der amerikanische Westen. Erstes Heft: Der Staat Nebraska. Kiel 1874. G. v. Maack's Buchhdlg.

Henricus vom See: (Wilhelm Dilg). Gedichte. Milwaukee, Wis. 1866. J. B. Hoeger und Sohn.

Hillebrand-Menin, Carl: Verschiedene größere Aufsätze im Sonntagsblatt der „New Yorker Staatszeitung“.

Hübner, Alexander, Freiherr von: Ein Spaziergang um die Welt. Drei Bände. Leipzig 1875. T. O. Weigel.

Humboldt, Alexander von: Ansichten der Natur. 2 Bände. 3. verbesserte und vermehrte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen 1849. J. G. Cotta's Verlag.

Kapp, Friedrich: Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika. Erster Band. Zweite Auflage. New York 1868. E. Steiger.

Kirchhoff, Christian und Theodor: Adelpha, Gedichte der Brüder Christian und Theodor Kirchhoff. 2 Bände. Neue, unveränderte Ausgabe. Altona 1872. Carl Theodor Schlüter.

Kirchhoff, Theodor (in San Francisco): Reisebilder und Skizzen aus Amerika. Erster Band. Altona 1875. Carl Theod. Schlüter.

Knortz, Karl: Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Jena 1871. Hermann Costenoble.

Möllhausen, Balduin: a) Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee. Leipzig 1858. Hermann Mendelssohn.

b) Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's bis zum Hochplateau von Neu Mexico. 1. Band, Leipzig

1861 (Hermann Costenoble). 2. Band, Leipzig (Otto Purfürst).

Palmer, Wm. J., General: Report of surveys across the Continent in 1867—68. Philadelphia 1869. W. B. Selheimer, Printer.

Richardson, Albert D.: Beyond the Mississippi. Hartford, Conn. 1867. American Publishing Company.

Richter, J. J.: Bilder aus den Vereinigten Staaten. Zürich 1874. Verlags-Magazin.

Schiel, Dr. J.: Reise durch die Felsengebirge und die Humboldtgebirge nach dem stillen Ocean. Eine Skizze. Schaffhausen 1859. Brodtmann'sche Buchhandlung.

Schlagintweit, Robert v.: a) Die Pacific-Eisenbahn in Nordamerika. Cöln und Leipzig. Eduard Heinrich Mayer. 1870.

b) Californien. Land und Leute. Cöln und Leipzig. Eduard Heinrich Mayer. 1871.

c) Die Mormonen oder die Heiligen vom jüngsten Tage, von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart. Cöln und Leipzig. Eduard Heinrich Mayer. 1874.

Schleiden, Dr. R.: Reise-Erinnerungen aus den Vereinigten Staaten von Amerika. New York 1873. E. Steiger.

Wied, Maximilian, Prinz zu: Reise in das Innere Nord-Amerika in den Jahren 1832 bis 1834. Zwei Bände. Coblenz 1839. J. Hölscher. (In neuerer Zeit übergegangen in den Verlag der J. H. Heuser'schen Verlagsbuchhandlung zu Neuwied a. Rh.)

Wörmann, K.: Aus der Natur und dem Geiste. Gedichte. Hamburg 1870. Hoffmann und Campe.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Gaea.

Natur und Leben.

Zeitschrift

zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse, sowie der Fortschritte auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung

von Dr. **R. Avé-Lallemant**, Dr. **Ernst** Freiherr **von Bibra**, Dr. **O. Buchner**, Professor Dr. **Emsmann**, **H. T. Hoffmann**, Dr. **B. Hofmann**, Dr. **H. Klencke**, Dr. **Eduard Lucas**, Prof. Dr. **Fr. Mohr**, Dr. **Ph. Müller**, Dr. **L. Overzier**, Prof. Dr. **Richter**, Navigationslehrer Dr. **H. Romberg**, Prof. **Rob. v. Schlagintweit**, Dr. **O. W. Thomé**, Professor **Carl Vogt**, Dr. **A. Völkel**, Dr. **A. Weber u. A.**

herausgegeben von Dr. Hermann J. Klein.

1875. Elfter Jahrgang. Neuntes Heft.

Inhalt des Neunten Heftes.

Die Anthropologen-Versammlung in München.
Ueber die Wasserabnahme in den Quellen, Flüssen und Strömen. (Schluß.)
Zur Frage der Feuerbestattung. Von Professor Dr. Fr. Mohr.
Der Urzustand des Menschengeschlechts und die Entstehung der Civilisation. Von Dr. J. H. Thomassen.
Die größeren Perioden des Polarlichtes. Von H. Fritz.
Zur Entwickelungsgeschichte des Erdballes. Von C. F. Theodor Moldenhauer. (Forts.)
Leonardo da Vinci als Naturforscher.
Astronomischer Kalender für den Monat December 1875. Sonnen-, Mond-, Planeten-Ephemeriden, Constellationen, Mondphasen, Verfinsterungen der Jupitersmonde, Erscheinungen des Saturn und seiner Ringe ꝛc.
Neue naturwissenschaftliche Beobachtungen und Entdeckungen.
- Ueber die Sternspektra.
- Die Schmidt'sche Mondkarte.
- Ein sonderbarer Fall von Magnetisirung.
- Ein neues Photometer.
- Ueber Gebirgsfaltungen.
- Antheil der Gletscher an Bildung der Thäler.
- Ueber Spuren des Menschen aus interglaciären Ablagerungen in der Schweiz.
- Sumpfgasfäulniß.

Vermischte Nachrichten.
- Oskar Peschel.

Literatur.

Die „Gaea" erscheint (vom 10. Bande ab) in 12 Heften à 1 Mark, welche regelmäßig monatlich erscheinen, so daß 12 Hefte einen Band bilden. Einzelne Hefte werden nur ausnahmsweise und nur zu erhöhtem Preise abgegeben. Im Interesse neu eintretender Abonnenten wird, so lange die dazu bestimmten Vorräthe reichen, Bd. 1—8 zusammengenommen broschirt für 32 Mark, elegant gebunden für 40 Mark geliefert. Für die einzelnen, in 10 Heften à 0,75 Mark erschienenen älteren Bände (1—6) bleibt der Preis von 7,50 Mark broschirt, 8,50 Mark gebunden pro Band bestehen, ebenso für den 7.—9. Band (in 12 Heften à 80 Pf. erschienen) der Ladenpreis von je 9,60 resp. 10,60 Mark, jedoch findet bei Completirung der Jahrgänge für Abonnenten stets entsprechende Preisermäßigung statt. Band 9 und folgende werden auch später nicht im Preise ermäßigt, da nur wenige Exemplare über den Fortsetzungsbedarf gedruckt werden. Einbanddecken werden zu 80 Pf. geliefert.

Cöln und **Leipzig**, September 1875.

Eduard Heinrich Mayer.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.




601817
F591
S2
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



